

# **Augsburger Volkskundliche Nachrichten**

## **„Nun sitze ich wie der Haaß im Pfeffer“**

Sprichwörtliches in den Briefen von  
Wolfgang Amadeus Mozart

*von Wolfgang Mieder*

## **Visuelle Anthropologie**

Zukunftsansichten einer volkskundlichen  
Medienarbeit

*von Andreas Garitz*

## **Kult-Management**

Die schwäbische Wallfahrtskirche Maria  
Vesperbild

*von Michaela Schwegler*

## **Berichte**

## **Publikationen**

## **Preisrätsel-Lösung**

## **Veranstaltungskalender**

---

**Herausgeberin**  
Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel

**Redaktionsleitung**  
Dr. Michaela Schwegler

**Redaktion**  
Stefanie Dorffmeister, Andrea Hartl, Diana Moraru

**Anschrift der Redaktion**  
Fach Volkskunde  
Universität Augsburg · Universitätsstraße 10 · 86135 Augsburg  
Tel.: (08 21) 5 98-55 47 · Fax.: (08 21) 5 98-55 01  
E-mail: Sabine.Doering-Manteuffel@Phil.Uni-Augsburg.DE

**Die Augsburger Volkskunde im Internet**  
[http://www.philhist.uni-augsburg.de/faecher/kl\\_faech/volkskunde/volksk.htm](http://www.philhist.uni-augsburg.de/faecher/kl_faech/volkskunde/volksk.htm)

**Druck**  
Maro-Druck · Riedingerstraße 24 · 86153 Augsburg

ISSN-Nr. 0948-4299

Die Augsburger Volkskundlichen Nachrichten erscheinen im Selbstverlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Datenträger sowie Fotos übernehmen die Redaktion bzw. die Herausgeber keinerlei Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung der Redaktion vom Herausgeber nicht übernommen werden. Die gewerbliche Nutzung ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers zulässig. Das Urheberrecht für veröffentlichte Manuskripte liegt ausschließlich beim Herausgeber. Nachdruck sowie Vervielfältigung, auch auszugsweise, oder sonstige Verwertung von Texten nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers. Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin oder der Redaktion wieder.

## **Liebe Freunde der Volkskunde!**

Ein ereignisreicher Sommer liegt hinter uns mit vielen Aktivitäten und Veranstaltungen. Nun kehrt trotz der vielen neuen Studierenden, die in diesem Semester überraschenderweise zu uns gekommen sind, wieder Ruhe ein. Ich will Ihnen heute ein wenig aus unserer Arbeit berichten.

Im Juni hat Herr Dr. Krajicek mit einer Gruppe von Studierenden eine Ausstellung im Foyer der Universitätsbibliothek organisiert. Fünf Jahrzehnte Alltagskultur in der zweiten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts standen auf dem Programm und das Motto hieß: „Schon vergessen“? Mitnichten! Viele Besucher - und die Ausstellung hat eine ungewöhnlich hohe Resonanz gefunden; schon am Eröffnungstag, dem 13. Juni, kamen mehr Interessierte, als wir zu hoffen gewagt hatten - waren überrascht, wie tief sich die Alltagsgegenstände vom Wanderstock bis zum Hüpfball, vom ersten Tonbandgerät bis zum Videorecorder in das Gedächtnis eingegraben haben. Es wurde ein fröhlicher Abend. Unser ganz besonderer Dank gilt Herrn Dr. Hohoff mit seinen Mitarbeitern für die freundliche Betreuung des Projekts. Herr Dr. Krajicek hat es mit viel Begeisterung verstanden, die Studierenden anzuleiten. Als die Ausstellung abgebaut wurde, waren wir beinahe ein wenig traurig, dass all die Alltagsdinge, die unsere Bibliothek bereichert hatten, nun wieder aus dem Blickfeld verschwanden.

Während die Vorbereitungen für die Ausstellung auf Hochtouren liefen, hat uns bereits der Kongreß „Erzählen zwischen den Kulturen“ voll in Anspruch genommen, der vom 2.-5. September 2002 im Haus St. Ulrich stattfand. Vieles musste organisiert werden, hatten wir uns doch vorgenommen, eine internationale Tagung auszurichten, bei der sich die Teilnehmer der dgv-Kommission „Erzählforschung“ intensiv mit dem Thema auseinandersetzen konnten. Vor allem die Finanzierung in Zeiten leerer Kassen hat uns einiges Kopfzerbrechen bereitet. Aber das ließ sich schließlich auch regeln. Von der Stadt nach Kräften unterstützt, hat ein höchst engagiertes Vorbereitungsteam eine wohlgelungene Veranstaltung präsentiert, bei der auch das Rahmenprogramm nicht zu kurz kam. Die Puppenkiste öffnete uns ihre Bühne für den witzigen Abendvortrag von Prof. Lutz Röhrich, dem der Augsburger Kasperl höchstpersönlich ein großes Lob aussprach. An dieser Stelle ein herzliches Dankeschön an die Familie Marschall-Oehmichen für die freundliche Aufnahme in ihrem Hause. Der Goldene Saal der Stadt bot ein passendes Ambiente für den Abendempfang am selbstgefertigten kalten

Buffet. Margaretha Schweiger-Wilhelm, Robert Müller, Eva Morlok und Britta De Jans, sowie Anselm Doering-Manteuffel und Adalbert Wilhelm haben das möglich gemacht. Vom Sponsoring bis zum Catering haben die Studierenden unter der Leitung von Prof. Sabine Wienker-Piepho alles selbst in die Hand genommen. Eine großartige Leistung! Unsere eigene Universität hat uns sehr geholfen, die Sache zu meistern. Zu danken sind hier vor allem unserem Dekan, Herrn Prof. Williams, unserem Prorektor, Herrn Prof. Scheerer und unserem Hochschulratsvorsitzenden, Herrn Dr. Manfred Scholz. Zwei gelungene Unternehmen, die unsere Kräfte beansprucht haben, aber so viel Freude zurückgaben, dass wir uns im nächsten Jahr an einen ganz besonderen Stoff wagen werden ... doch mehr wird nicht verraten. Nur soviel: diesmal soll es ein Theaterstück sein!

Für Aufregung sorgte auch die Ausstellung „Faust im Puppenspiel“, die Anfang Oktober im neuen Museum „Die Kiste“ eröffnet wurde, und noch bis Januar zu sehen sein wird. Eine breite Palette von Marionetten und anderen Exponaten aus nah und fern wird hier rund um den Fauststoff gezeigt. Die Ausstellung, an der unsere beiden Volkskundlerinnen Anja Rajch und Christa Bayer mitgewirkt haben, zeigt sehr schön, wie die Umsetzung dieses Sagenkreises und der Volksbücher auf die Puppenbühne erfolgt ist. In unserem Hauptseminar „Teufelsglaube im Volksschauspiel“ vertiefen wir gerade diesen Stoff. Herrn Seitz, dem neuen Direktor des Puppenkistenmuseums, und seinem Vorgänger, Herrn Raskopf, sei herzlich gedankt für die überaus positive Zusammenarbeit zwischen dem Museum und dem Fach Volkskunde.

Eine sehr große Resonanz haben diverse Veranstaltungen zum Thema „Halloween“ erfahren. Interessierte Bürger und Medien haben in diesem Jahr ein großes Interesse an diesem neuen „Brauch“ und einige Informationsveranstaltungen führten zu vielfachen Nachfragen. Das Thema wird sicherlich auch im nächsten Herbst noch für Zündstoff sorgen.

Nun noch einige Hinweise auf Veränderungen:

In der Zwischenzeit ist auch unser Sekretariat wieder besetzt, Frau Nelle, die sich schon sehr lange mit der Stadtgeschichte in Augsburg auseinandersetzt, hat von nun an eine halbe Stelle bei uns und ist unter der Telefonnummer 0821-598-2747 zu erreichen. Das bedeutet eine große Erleichterung und freut uns sehr.

Frau Dr. Michaela Schwegler hat eine Stelle als Anwärtlerin für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst der Bayerischen Staatsbibliotheken bekommen und konnte dort am 1. Oktober beginnen. Sie hat viele Mitbewerber gehabt, doch ihre volkskundlich-historische Vorbildung hat den Ausschlag



gegeben. Ihre Dissertation über die Wunderzeichen ist soeben bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München am Institut für Volkskunde erschienen.

Das ist eine sehr erfreuliche Nachricht!

Frau Dr. Katharina Frieb, die im Sommer promoviert hat, ist derzeit im Archiv der Jesuiten in München tätig - ein ebenso nahtloser Übergang in die Berufstätigkeit. Und auch Eva Appel hat einen erfreulichen Berufsstart: sie wurde soeben Kulturmanagerin der Stadt Ravensburg. Herzlichen Glückwunsch an alle drei.

Frau Prof. Wienker-Piepho nimmt derzeit eine Gastprofessur an der Universität von Jyväskylä in Finnland wahr und wird ab dem kommenden Mai hier zurück erwartet. Sie wird dann mit einem Team eine Ausstellung über Märchenillustrationen erarbeiten.

Im Winter und auch im nächsten Sommer wird es wieder Filmseminare geben, Herr Dr. Garitz, ehemals Münster, ist in der Zwischenzeit in Augsburg ansässig und wird sich diesem Themenfeld mit großer Nachfrage annehmen. Der volkskundliche Film stößt hier auf reges Interesse, da es einen frequentierten Studiengang „Medienpädagogik“ in der Nachbarschaft zur Volkskunde gibt.

Nun freuen wir uns aber erst einmal auf die besinnlichen Tage bis zum Weihnachtsfest, einen Veranstaltungskalender dazu finden Sie im Heft.

Es grüßt Sie aus Augsburg

Me  
Julius Döring - Mantuffel

**Liebe Michaela,**

wir, das Redaktionsteam, möchten uns für die schöne Zeit mit Dir bedanken. Seit Jahren bist Du der Kopf unserer AVN gewesen und hast für das regelmäßige Erscheinen gesorgt. Was sollen wir bloß ohne Dich machen? Ohne unsere Redaktions-„Mama“ müssen wir jetzt schnell „erwachsen“ werden. Trotzdem läßt Du uns nicht ganz im Stich, es gibt ja Deine Notfall-Hotline, auf die wir setzen. Wir werden das Kind schon schaukeln! Für die Zukunft wünschen wir Dir viel Erfolg, Spaß und Glück bei Deinem persönlichen Weiterkommen.

Alles Liebe

Andrea, Diana, Stefanie

P.S.: Deine Kuchen fehlen uns schon jetzt...



## AUFSÄTZE

### „Nun sitze ich wie der Haaß im Pfeffer“

Sprichwörtliches in den Briefen von Wolfgang Amadeus Mozart

*von Wolfgang Mieder* ..... 7

### Fünf kurze „W“-Fragen an die Audio-Visuelle Anthropologie

Zum Stand und zu den Zukunftsaussichten einer volkskundlichen Medienarbeit

*von Andreas Garitz* ..... 51

### Kult-Management

Die schwäbische Wallfahrtskirche Maria Vesperbild

*von Michaela Schwegler* ..... 67

## BERICHTE

### Schon vergessen? Alltagskultur aus fünf Jahrzehnten

Ein volkskundliches Ausstellungsprojekt an der Universität Augsburg

*von Andrea Hartl* ..... 73

### Erzählen zwischen den Kulturen

Kongress der Kommission für Erzählforschung in der dgv vom  
1. bis 5.9.2002 in Augsburg

*von Achim Weber* ..... 77

### Musealog

Eine Praxisausbildung für Kulturwissenschaftler

*zusammengestellt von Andrea Hartl* ..... 79

## PUBLIKATIONEN

### Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit

*besprochen von Stefanie Dorffmeister* ..... 86

### Kulturgeschichte der „Kulturgeschichten“

*besprochen von Eva Appel* ..... 92

### Magie. Zur Geschichte des Streits um die magischen Künste

*besprochen von Michaela Schwegler* ..... 95

## INHALTSVERZEICHNIS

---

|                                                                                  |     |
|----------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <b>Die Geschichte der Vampire</b><br><i>besprochen von Martina Kassler</i> ..... | 100 |
| <b>Neu bei 54</b><br><i>vorgestellt von Gerda Schurrer</i> .....                 | 102 |
| <b>LÖSUNG DES PREISRÄTSELS</b> .....                                             | 105 |
| <b>VERANSTALTUNGSKALENDER</b> .....                                              | 107 |

## „Nun sitze ich wie der Haaß im Pfeffer“

Sprichwörtliches in den Briefen von Wolfgang Amadeus Mozart

*von Wolfgang Mieder*

Allein schon umfangreiche Sprichwörtersammlungen wie etwa Joachim Christian Blums zweibändiges „Deutsches Sprichwörterbuch“ (1780-1782) und Johann Jacob Heinrich Bückings „Versuch einer medicinischen und physikalischen Erklärung deutscher Sprichwörter“ (1797)<sup>1</sup> sowie die positive Behandlung von Sprichwörtern und Redensarten in Johann Christoph Gottscheds „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ (1748)<sup>2</sup> lassen deutlich erkennen, dass das Sprichwort und überhaupt die Volkssprache im Zeitalter der Aufklärung keineswegs in Vergessenheit gerieten. Parömiologen haben viel zu schnell und pauschal die Meinung vertreten, dass diese Kulturepoche der Vernunft und Bildung dem volkssprachlichen Sprichwort fremd gegenüberstand. Dabei war man zu dieser Zeit durchaus interessiert an der Volksweisheit des Sprichwortes. Es darf nämlich nicht vergessen werden, dass die philosophische Seite der Aufklärung auch eine populärwissenschaftliche, moralische und didaktische Kehrseite einschloss, die Ethik und Tugend lehren wollte. Dazu waren Sprichwörter nach wie vor in leicht eingängigen Sätzen ausgedrückte Weisheitslehren, die im mündlichen sowie im schriftlichen Gebrauch wiederholte Verwendung fanden.<sup>3</sup>

Das gilt auch für die schöngeistige Literatur des 18. Jahrhunderts. Verschiedene Studien haben nachgewiesen, dass diese volkssprachliche Fertigware selbst von Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller geschätzt wurde. Selbstverständlich war auch der volkskundlich interessierte Johann Gottfried Herder dem Sprichwort durchaus positiv gesinnt, und Gotthold Ephraim Lessings Werke enthalten zahlreiche Sprichwörter und Redensarten. Lessing war sogar von Sprichwörtern so fasziniert, dass er ältere Sammlungen exzerpiert hat und sich philologisch mit phraseologischen Aspekten befasste. Selbst François Voltaire, als der bedeutendste europäische Vertreter der Aufklärung, hat sich besonders in seinen Briefen als geradezu sprichwortreich erwiesen.<sup>4</sup> Wer will da noch behaupten, dass Sprichwörter und Redensarten zur Zeit Mozarts keine Rolle in der sprachlichen Kommunikation gespielt hätten?

Das zeigen in der Tat die zahlreichen mit volkssprachlichen Ausdrücken angefüllten Briefe, die Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) während seines kurzen Lebens vor allem an Familienmitglieder verfasst hat. Diese Briefe gelten heute als wertvolle Dokumente zu einem Verständnis dieses Genies, da sie ungemein bedeutende Aufschlüsse über sein komplexes persönliches, künstlerisches und gesellschaftliches Dasein enthalten. Dabei hielt Mozart selbst nicht viel von seiner Briefkunst. So schreibt er am 8. November 1777 an seinen Vater die ungemein einsichtsvollen Zeilen: „Ich kann nicht Poetisch schreiben; ich bin kein dichter. ich kann die redens=arten nicht so künstlich eintheilen, daß sie schatten und licht geben; ich bin kein mahler. ich kann sogar durchs deüten und durch Pantomime meine gesinnungen und gedanken nicht ausdrücken; ich bin kein tanzer. ich kan es aber durch töne; ich bin ein Musikus“ (II, 110-111).<sup>5</sup> Etwa drei Monate später gibt er seinem Vater am 22. Februar 1778 zu erkennen, wie sehr ihm das leidige Briefschreiben (wohl auch besonders an seinen anspruchsvollen Vater) zur Last fällt: „ich bitte sie um verzeyhung wenn ich ihnen diesmahl nicht viell schreibe, allein ich kann nicht; ich fürchte ich möchte meinen kopfweh wieder bekommen; und auch überdas bin ich heut gar nicht aufgelegt dazu – – – man kann auch nicht alles schreiben was man denckt – – wenigstens ich nicht. lieber sagen als schreiben“ (II, 290). Später, wo Mozart gehetzt von seiner Schaffenskraft und unter ständigen finanziellen Nöten kaum noch ein und aus weiß, schreibt er am 2. August 1788 an seine Schwester Maria Anna (Nannerl): „du kannst nicht zweifeln daß ich zu viel zu thun habe – du weist auch recht gut daß ich zum briefschreiben etwas faul bin; – nemme es mir also nicht übel wenn ich dir *selten* schreibe; – dieses soll aber dich nicht abhalten, *mir* öfters zu schreiben; – so ungerne ich briefe schreibe, so gerne erhalte ich deren“ (IV, 72). Doch wie dem auch sei, die überlieferten Briefe sind kostbare Dokumente eines getriebenen Menschen, wobei „die Mischung von Ernst und Heiterkeit, die Mozarts Wesen und Schaffen beherrscht, in den Briefen von der Jugend bis in die letzten Lebenstage deutlich zum Durchbruch [kommt].“<sup>6</sup>

Die als sprachliches Leitmotiv in zahlreichen Briefen (oft am Anfang) auftauchende sprichwörtliche Beschwörungsformel „Gott [sei] Lob und Dank“<sup>7</sup> drückt in aller Einfachheit aus, dass das körperliche und psychische Wohlbefinden im alltäglichen Leben der Menschen im 18. Jahrhundert nicht so selbstverständlich war. Freilich weiß der vierzehnjährige Wolfgang in einem Brief vom 14. April 1770 an seine Mutter und seine Schwester den Phraseologismus in humorvoller Weise an den Anfang zu stellen: „Ich bin got lob und

danck samt meiner miserablen feder gesund, und küsse die mama und die nanerl tausend oder 1000 mahl“ (I, 336). In einer kurzen Nachschrift zu einem Brief des Vaters vom 2. Mai 1770 zeigt sich dann erneut Mozarts jugendlich frische und spaßige Weise, mit Mutter und Schwester zu kommunizieren: „Ich bin Gott lob und danck gesund, und küsse der mama die hand wie auch meiner schwester das gesicht, nasen, mund, hals, und meine schlechte feder, und arsch wen er sauber ist“ (I, 345). Hier kommt nun auch bereits die derbe Ausdrucksweise zum Vorschein, die in der Familie Mozart und überhaupt unter der damaligen Bevölkerung durchaus gang und gäbe war. Davon wird noch die Rede sein; doch hier vorerst einige weitere Belege dieser volkssprachlichen Formel:

Ich lebe auch noch und bin gott lob und danck gesund. (I, 420)

Ich bin gott lob und danck auch gesund, aber immer schläfferig. (I, 442)

Ich bin auch gott lob und danck gesund; weil nun meine arbeit ein ende hat so hab ich mehr zeit zu schreiben. (I, 446)

Wen man die gunst der Zeit betracht, und doch die hochachtung der sonne dabey gänzlich nicht vergist, so ist gewiß, daß ich gott lob und danck gesund bin. der zweyte saz ist aber ganz verschieden, anstat sonne, wollen wir sezen Monde und anstat gunst, kunst, so wird ein Jeder der mit einigen wenigen natürlichen vernunft begabet ist, schliessen, daß ich ein narr bin, weil du meine schwester bist. (I, 490)

Ich hoffe daß sie sich beyderseits [Vater und Schwester] recht wohl befinden; ich bin gott lob und danck recht gesund und wohlauf. sie können sich ganz natürlich vorstellen daß es mich sehr verdrüssset das der Chfürst: von bayern gestorben ist. (II, 215)

gestern Montag den 23:<sup>ten</sup> nachmittag um 4 uhr sind wir gott lob und danck glücklich hier [in Paris] angekommen; wir sind also 9 tåg und ½ auf der Reise gewesen. wir haben geglaubt wir können es nicht aushalten. ich hab mich mein lebetag niemahl so ennuirt. sie können sich leicht vorstellen was das ist, wenn man von Mannheim und von so viellen lieben und guten freunden wegreisest, und dann zehnthalb Täge, nicht allein ohne diese gute freunde, sondern ohne menschen, ohne eine einzige Seele, mit der man umgehen oder reden könnte, leben muß. Nun sind wir gott lob und Danck an ort und end. ich hoffe mit der hülfe gottes wird alles gut gehen. (II, 326)

ich bin den 25:<sup>1</sup> gott lob und danck glücklich hier angelangt, allein es war mir bis Dato ohnmöglich ihnen [dem Vater] zu schreiben – ich sparre mir alles wenn ich werde das glück und vergnügen haben sie wieder mündlich zu sprechen – denn heüte kann ich nichts als weinen – ich habe gar ein zu empfindsames herz. (II, 528-529)

Mich freut es in der Seele, wenn Du [Schwester] dich wohlauf befindest; ich bin Gott Lob und Danck gesund und vergnügt. (III, 138)

Meine frau und ich befinden uns gott lob und dank recht gut. (III, 244)

Gott lob und dank ich bin wieder ganz hergestellt! – Nun hat mir meine krankheit einen Chatar zum andenken zurückgelassen; das ist doch hüpsch von ihr! (III, 271)

wir sind beyde [Mozart und Frau] gott lob und Dank gesund, und wünschen daß es bey ihnen [Vater] auch alle seyn möchten. (III, 314)

Eine ähnliche Formel, nämlich „Gott sei bei uns“, verwendet Mozart in einem Brief an den Vater vom 16. Dezember 1780: „die Mad:<sup>me</sup> und Mad:<sup>selle</sup> Cannabich fangen an aus ursach hiesiger luft und Wasser so nach und nach immer am halse etwas dicker zu werden; auf die letzt könnte gar ein kropf daraus werden – gott sey bey uns! – sie nehmen zwar ein gewisses Pulver, was weis ich – aber so heist es nicht. – Nein; – allein es will doch nicht recht nach Contendrement ausfallen“ (III, 59). Doch wie immer bei Mozart, stellt sich bei dieser an sich ernsten Angelegenheit so etwas wie sprachspielerischer Humor ein, wenn er meint, dass die Medizin nicht „was weis ich“ heißt. Und natürlich springt sein aktiver Sprachgeist nur zu schnell von Gott bezogenen Abwehrformeln über zu redensartigen Flüchen, wie etwa: „wegen dem Copisten ist die Probe immer verschoben worden – über welches graf Sensheim fuchs teufel Wild worden“ (III, 60) oder „Potz Himmel Tausend Teufeln und kein Ende! – Ich hoffe doch nicht daß das geflucht ist, denn – sonst muß ich geschwind nochmal beichten gehen – denn ich komme eben davon her“ (III, 104). Ein Paradebeispiel von integrierten Redensarten und Flüchen ist jedoch folgender durchaus positiv gemeinter Paragraph aus einem Brief vom 15. Oktober 1787 an Gottfried von Jacquin in Wien:

eine Sängerin die krank geworden verursacht noch eine Neue verzögerung [von *Don Giovanni*]; – da die truppe klein ist, so mus der Impreßario immer in Sorgen leben, und seine leute so viel möglich schonen, damit er nicht, durch eine unvermuthete unpässlichkeit in die unter allen kritischen



allkrittischste laage versezt wird, gar ein Spektakl geben zu können! – deswegen geht hier alles in die lange bank, weil die Recitirenden | aus faulheit : | an operntägen nicht Studieren wollen, und der Entrepreneur | aus forcht und angst | Sie nicht dazu anhalten will, aber was ist das? – – ist es möglich? – was sehen meine ohren, was hören meine augen? – – ein brief von – – – ich mag mir meine augen fast wund wischen – er ist – holl mich der teufel † gott sey bey uns † doch von ihnen; – in der that; wäre nicht der winter vor der thüre, ich würde den ofen einschlagen, da ich ihn aber dermalen schon öfters brauche, und in zukunft noch mehr zu brauchen gedenke, so werden sie mir erlauben, daß ich die verwunderung in etwas mässige, und ihnen nur in wenig worten sage, daß es mich ausserordentlich freuet Nachrichten von ihnen und ihrem mir so werthen hause zu erhalten. (IV, 55-56)

Offensichtlich hat Mozart trotz anstrengender und frustrierender Arbeit seinen Spaß an diesen Zeilen. Dennoch zeigt sich an diesem Paragraphen die fast schon schizophrene Lebensweise Mozarts. Von einem Extrem springt er über ins andere, von Wut zu Freude, von Ernst zu Spaß und natürlich auch von dem Fluch „holl mich der teuffel“ zu der Beschwörungsformel „gott sey bey uns“. Hinzu kommt noch der bewußte Austausch der Verben in der bekannten Sprachformel „Was hören meine Ohren, was sehen meine Augen.“ In einem kurzen aber aufschlußreichen Beitrag zu „Mozarts Sprache“ (1991) hat Renate Bebermeyer mit Bezug auf solche stilistischen Gegensätze die überzeugende Feststellung gemacht: „Mozarts Briefe vermitteln ungekünstelte Direktheit, sind nicht an poetischen Briefmustern orientiert und wollen keine fein- und tiefsinnigen Abhandlungen für die Nachwelt sein. Statt kunstvoller Aphorismen tritt dem Leser eine geschriebene Sprechsprache entgegen, hat er das unmittelbare Gefühl, einer lockergelösten Zwiesprache zuzuhören.“<sup>8</sup> In der Tat dreht es sich hier nicht um für die Nachwelt bestimmte Briefe wie zum Beispiel bei Goethe oder Thomas Mann. Dafür aber zeigt sich Mozarts Briefstil als verschriftlichte Sprechsprache, und diese differenzierte Mündlichkeit ergibt die eigentliche emotionelle Authentizität dieser lebendigen Schriften.

Das zeigt sich ebenfalls in Mozarts häufiger Verwendung von sprichwörtlichen Redensarten, deren Tiermetaphern indirekt in Bezug mit seiner Umwelt gesetzt werden. Beliebt ist dabei die den Flüchen verwandte Redensart „ein (dummer) Esel sein“, die Mozart wiederholt spöttisch aber auch sarkastisch einsetzt, um sich über gewisse Zeitgenossen hinwegzusetzen. Ein früher Beleg findet sich im Tagebuch seiner Schwester. Diese hatte sich notiert:

„den 29ten [Mai 1775] ist ein concert im RathHaus Saal geweste, eine Sängerin und ein geiger haben sich hören lassen“, wozu Wolfgang schlicht und keck die Bemerkung „erschrocklicher esel!“ (I, 526) hinzugefügt hat. Freilich ist Mozart auch willens, sich selbst mit dieser Redensart zu bezeichnen: „was sie mir wegen der der kleinen sängerin in München vorwerfen, Muß ich bekennen daß ich ein Esel war so eine derbe lüge an sie zu schreiben. sie weis ja gar noch nicht was *singen* heist“ (II, 286). Ein andermal heißt es selbstkritisch: „sehen sie, was ich für ein Esel bin“ (II, 357), doch die folgenden Belege zeigen, wie ihm diese Redensart als satirische Pointe dient: „der Menzl ist und bleibt ein Esel“ (III, 318) und „Ja der, der [Stodla] ist ein rechter Esel“ (IV, 158). Besonders aufschlussreich ist folgender Auszug aus einem in Paris verfassten Brief an den Vater vom 12. Juni 1778:

ich bin auch sehr wohl damit [einer neuen Sinfonie] zu frieden. ob es aber gefällt, das weis ich nicht – und die wahrheit zu sagen, liegt mir sehr wenig daran. denn, wem wird sie nicht gefallen? – den *wenigen* gescheiden franzosen die da sind, stehe ich gut dafür daß sie gefällt; den dummen – da sehe ich kein grosses unglück wenn sie ihnen nicht gefällt – ich habe aber doch hoffnung daß die Esel auch etwas darinn finden, daß ihnen gefallen kann. (II, 378)

Schließlich legt Mozart den Phraseologismus noch in seinem undatierten Lustspiel „Die Liebes-Probe“ einem gewissen Leander in den Mund, der damit seinen Bedienten Wurstl abfertigt: „Du bist halt sammt deinem Eyfer und geschwindigkeit der größte Esel den ich in meinem leben gesehen“ (IV, 170). So etwa dürfte Mozart des öfteren über seine Mitmenschen gedacht haben, die dem Genie nicht gewachsen waren.

Andere redensartliche Tiervergleiche lassen erkennen, wie Mozart wiederholt auf die drastische Volkssprache zurückgreift, um seinen Briefen die nötige Ausdruckskraft zu verleihen. Oft will er mit solchen groben Aussagen schockieren, doch wird dabei gewiss auch der Umstand mitspielen, dass Mozart sich auf diese Weise als gewöhnlicher Sprachteilnehmer erweisen konnte. Als außerordentlich begabter Künstler wird er sich zuweilen nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit gesehnt haben. Irma Voser-Hoesli hat bezüglich solcher Redensarten von Mozarts „Hang nach dem Konkreten“ und seiner „Neigung nach sinnlicher Faßbarkeit“<sup>9</sup> gesprochen. Dieser sprachliche Realismus lässt sich in folgenden Belegen deutlich erkennen:

Ein Crudescer ist da gewesen, der gut springt, aber nicht so schreibt wie ich: wie die säu brunzen. (I, 310)

der wolfganger! hat nicht zeit zu schreiben, dan der hat nichts zu thun, er gehet im zimmer herum, wie der hund in flöhen. (I, 497)

der Cannabich ist ein Ehrlicher braver Man, und mein sehr guter freünd; Nur den fehler hat er, das er, obwohl er nicht mehr gar jung, ein wenig flichtig und zerstreuet ist. wenn man nicht immer an ihm ist, so vergist er auf alles; aber wen von einen *guten freünd* die rede, so spricht er wie ein vieh, und nimmt sich gewaltig an, und das giebt aus, denn er hat credit. (II, 327)

Nun gebe ich ihnen eine nachricht die sie vielleicht schon wissen werden, daß nehmlich der gottlose und Erz=spizbub voltaire so zu sagen wie ein hund – wie ein vieh crepirt ist – das ist der lohn! (II, 389)<sup>10</sup>

ich schreib wie eine Sau;<sup>11</sup> weil ich so Eylen muß, indemme der kerl den augenblick fortfährt. (II, 535)

der Präsident muß doch ein recht dummer und boshafter ochs seyn. (III, 146)

Ich kann wohl sagen, daß ich ein recht glücklicher und unglücklicher Mensch bin! – unglücklich seit der Zeit da ich Euer Gnaden [Martha Elisabeth Baronin von Waldstätten] so schön frisirt auf dem Ball sah! – denn – meine ganze Ruhe ist nun verloren! – nichts als Seufzen und Aechzen! – die übrige Zeit, die ich noch auf dem Ball zubachte, konnte ich nichts mehr tanzen – sondern sprang – daß soupee war schon bestellt – ich aß nicht – sondern ich fraß – die Nacht durch anstatt ruhig und sanft zu schlummern – schlief ich wie ein Ratz, und schnarchte wie ein Bär! – und | : ohne mir viel darauf einzubilden : | wollte ich Fast darauf wetten daß es Euer Gnaden à proportion eben auch so gieng! (III, 234)

Von Interesse sind zusätzlich noch zwei Briefzitate, die die heute veraltete sprichwörtliche Redensart „den Fuchsschwanz streichen“, in der Bedeutung von „schöntun, nach dem Munde reden, schmeicheln“ oder auch „zurückweichen, kuschen (in der Umgangssprache: den Schwanz einziehen)“ enthalten.<sup>12</sup> So heißt es am 10. Dezember 1777 in einem Brief an den Vater: „ich stelle mir vor, daß ihnen die sachen die ich ihnen schreibe wunderlich vor=kommen, weil sie izt in einer stadt sind, wo man gewohnt ist, dumme feind, einfältige und schwache freünd zu haben, die, weil ihnen das trauerige [salzburger] brod unentberlich ist, immer den fuchsschwanz streichen,

folglich von heüt bis morgen sind“ (II, 179). Für den modernen Leser dürfte dieser zweite „Fuchsschwanz“-Beleg fast unverständlich sein. Dennoch schreibt Mozart hier am 31. Oktober 1783 so richtig frei von der Leber weg an seinen Vater. Psychologisch gesehen sind diese volkssprachlichen Zeilen mit einer weiteren „Esel“-Redensart und den skatologischen Verben eine kräftige Abreaktion:

Nun leben sie wohl. – die gretl, den Heinrich [...] und die Hannj grüssen wir von herzen. – besonders der gretl lass ich sagen, sie solle im singen keinen fuchsschwanz gleichen; denn die leckereyen und küssereyen sind nicht allzeit angenehm. – Nur dumme Eseln kann man mit so was betrügen. – ich wenigstens will lieber einen bauernkerl gedulden, der sich nicht scheuet vor meinen angesicht zu scheissen und zu Prunzen, als daß ich mich durch so falsche kalfactereyen über=tölpeln lassen könnte, die doch so übertrieben sind, daß man sie mit Händen greifen kann. (III, 292)

Hier spürt man, wie Mozart wie in seiner Musik auch beim Schreiben regelrecht fortgetragen werden kann. Eine Assoziation reiht sich an die andere, wobei seine offensichtlichen „Sprachspiele [in der Form von] Wortspielen und -neubildungen“ durchaus „musikalischen Strukturprinzipien“<sup>13</sup> folgen. Das zeigt sich besonders in einer kurzen Nachschrift an Heinrich W. von Hefner, die Mozart einem Brief seines Vaters an die Mutter am 15. September 1773 beigefügt hat. Dort spielt Mozart nicht nur mit dem Wort „spinnefeind“ der Redensart „einander (sich) spinnefeind sein“, sondern er fügt zum Schluss noch ein bildhaftes Tierspruchwort hinzu:

ich hoff wir werden sie noch in Salzburg antreffen, wohlfeuler freünd.  
ich hoff sie werden gesund seyn, und nicht mir seyn spinnefeünd,  
sonst bin ich ihnen fliegenfeünd  
oder gar wanzenfreund  
also ich rathe ihnen bessere verse zu machen, sonst komm  
ich meiner lebtag zu salzburg nicht mehr in Dom,  
dan ich bin gar Capax zu gehen nach Constant-  
-inopel die doch allen leuten ist bekandt  
hernach sehen sie mich nicht mehr, und ich sie auch nicht, aber  
wen die Pferd hungrig sind, gieb man ihnen einen haber  
leben sie wohl. Ich bin zu aller zeit  
sonst werd ich toll Von nun an bist in Ewigkeit (I, 501-502)

Es sei noch auf ein letztes Tierspruchwort hingewiesen, das der gerade vierzehn Jahre alte Mozart in einer kurzen Nachschrift zu einem Brief des Vaters vom 10. Februar 1770 an die Mutter verwendet hat. Im Druck ist dieser Paragraph gerade fünf Zeilen lang, und man ist versucht, ihn überhaupt nicht zu beachten. Und dennoch dürfte der junge Wolfgang uns darin einen ungemein wichtigen Aufschluß über seinen Charakter geben:

Wenn man die Sau nennt so kommt sie gerent: ich bin wohlauf got lob und danck, und kan kaum die stunde erwarten, eine antwort zu sehen, ich küsse der mama die hand, und meiner schwester schicke ich ein bladernades busel, und bleibe der nehmliche .... aber wer? ... der nehmliche hanswurst, Wolfgang in Teutschland Amadeo in italien De Mozartini. (I, 314)

Mit beachtenswerter Selbstironie variiert Mozart gleich am Anfang das bekannte Sprichwort „Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt“ und bezeichnet sich selbst mehr oder weniger als „glückliches Schwein“, denn er ist der Redensart „Gott sei Lob und Dank“ entsprechend gesund und munter. Und dann nennt er sich selbst einen Hanswurst, eine Rolle, die er sein ganzes Leben hindurch zu spielen verstand. Dieses Rollenspiel, das auf eine alte volkstümliche Tradition besonders in Wiener Hanswurstiaden zurückgeht, schließt „die Freude am Fäkalen auf infantiler Grundlage“<sup>14</sup> ein. Das heißt, dass die Hanswurstische Fäkalkomik zum größten Teil ganz bewusst von Mozart in seinen Briefen eingesetzt wird, da er damit auf volkssprachliche und humorvolle Weise mit eingeweihten Familienmitgliedern kommunizieren konnte. Das skatologische Element in den Briefen muss demnach nicht unbedingt als krankhafte Perversion von Mozart interpretiert werden, wie noch zu zeigen sein wird.

Überhaupt kannte der leidgeprüfte Mozart auch das Glück und den Frohsinn, wie er es mit einer treffenden somatischen Redensart am 26. September 1777 dem Vater mitteilt: „Ich bin immer in meinen schönsten Humor. mir ist so feder leicht ums herz seit dem ich von dieser Chicane weg bin! – ich bin auch schon fetter“ (II, 13). Das Herz als Sitz der Gefühle tritt in anderen redensartlichen Briefaussagen wiederholt auf, wie etwa „Nun habe ich alles geschrie=ben, wie es mir ums herz itzt“ (II, 254), und „ich gieng erst morgens um halbe 9 uhr ab, und Mad:<sup>me</sup> Cannabich stunde doch nicht auf – sie wollte – und konnte nicht ab=schied nehmen; – ich wollte ihr das herz auch nicht schwer machen, reisete also ab, ohne mich bey ihr sehen zu lassen“ (II, 521).

Doch besonders rührend ist Mozarts Gebrauch der Redensart „etwas nicht übers Herz bringen können“ in seinem Brief an seinen Vater vom 9. Juli 1778 aus Paris, wo er den Tod der Mutter zu melden hatte:

Ich hoffe sie werden bereitet seyn, eine der Traurigsten und schmerzhaftesten nachrichten mit standhaftigkeit anzuhören – sie werden durch mein leztes [Schreiben] von 3:<sup>ten</sup> in die lage gesezt worden seyn, nichts gutes hören zu dürfen – den nemlichen Tag den 3:<sup>ten</sup> ist meine Mutter abends um 10 uhr 21 Minuten in gott seelig entschlafen; – als ich ihnen aber schriebe, war sie schon im genüß der Himmlischen freuden – alles war schon vorbey – ich schriebe ihnen in der Nacht – ich hoffe sie und meine liebe schwester werden mir diesen kleinen und sehr nothwendigen betrug verzeihen – denn nachdem ich nach meinen schmerzen und Trauerigkeit auf die ihrige schloss, so konnte ich es ohnmöglich übers herz bringen, sie sogleich mit dieser schrecklichen nachricht zu überraschen. (II, 393)

Hierher passt auch noch der Anfang eines kleinen Gedichts, dass Mozart am 4. Juni 1787, als erwachsener Mann also, auf seinen toten Star geschrieben hat. Jeder Tierliebhaber wird die passende Redensart vom „blutenden Herzen“ nachempfinden können:

Hier ruht ein lieber Narr,  
Ein Vogel Staar.  
Noch in den besten Jahren  
Mußt er erfahren  
Des Todes bitterm Schmerz.  
Mir blu't das Herz,  
Wenn ich daran gedenke.  
O Leser! schenke  
Auch du ein Thränchen ihm.  
Er war nicht schlimm;  
Nur war er etwas munter,  
Doch auch mitunter  
Ein lieber loser Schalk,  
Und drum kein Dalk.  
Ich wett, er ist schon oben,  
Um mich zu loben  
Für diesen Freundschaftsdienst  
Ohne Gewinnst.  
Denn wie er unvermuthet  
Sich hat verblutet,

Dacht er nicht an den Mann,  
Der so schön reimen kann. (IV, 49-50)

Ist das wirklich nur ein Gelegenheitsgedicht, oder spricht Mozart hier nicht indirekt über sein eigenes Leben? Schließlich ist auch er mit seinen einund-dreißig Jahren „noch in den besten Jahren“, dessen musikalische „Freundschaftsdienste ohne Gewinn“ bleiben. Verarmt „verblutet“ auch er, der außer seiner Musik gerne den Narr oder Schalk spielte. Zehn Jahre früher hatte Mozart sein Narrentum freilich bedeutend krasser mit derbem skatologischem Vokabular in einem Brief an den Vater vom 25. Oktober 1777 ausgedrückt: „Nun addio, ich küsse dem papa nochmahlen die hände, und meine schwester umarme ich, und allen guten freunden und freündinen empfehle ich mich, und auf das heisel nun begieb ich mich, und einen dreck vielleicht scheisse ich, und der nähmliche narr bleibe ich, Wolfgang et Amadeus Mozartich“ (II, 85). Es ist immer wieder erstaunlich, diese großen Schwankungen im Gemütszustand und im Sprachstil Mozarts zu entdecken. Emotionell geht es auch bei einigen weiteren Verarbeitungen somatischer Redensarten zu, die hier lediglich aufgezählt werden sollen:

ich bin recht froh wenn ich wieder in ein ort komme wo ein Hof ist! das kann ich sagen, wenn nicht Ein so brafer H: Vetter und base, und so liebs bäsle da wäre, so reüete es mich so viell als ich haar im kopf habe, daß ich nach augsburg bin. (II, 66)

Endlich fieng ich an ganz sachte mich immer mehr ihm zu vertrauen – erzählte ihm meine ganze ge=schichte von Mannheim – wie ich bey der Nase bin herumgeführt worden. (II, 407)

in meinen augen ist nichts schändlichers als ein Ehrliches Mädcl bey der nase herumzuführen – oder gar anzusezen! (II, 411)

Mann muß allzeit auf seine Ehre sehen – ich wenigstens sehe allzeit darauf – hier haben sie meine Meynung von der brust weg – sie wird ihnen vielleicht nicht gefallen, allein, mit meinen freunden [Fridolin Weber] bin ich gewohnt *aufrichtig* umzugehen. (II, 417)

wenn es meine haut gegolten hätte, so hätte ich gleich meinen Consens dazu gegeben. (II, 423)

ja, wenn ich nicht so viele verdruß in dem hause wo ich logirte hätte austehen müssen, und wenn das ding nicht so wie ein donnerwetter aufeinander gegangen wäre. folglich zeit gehabt hätte die sache recht mit kalten blut zu überlegen. (II, 495)

verzeihen sie, wen ich ihnen dermalen sehr wenig schreibe, – denn ich stecke über hals und kopf in Arbeit. (III, 76)

Nun muß ich schliessen, den ich muß über hals und kopf schreiben – komponirt ist schon alles – aber geschrieben noch nicht. (III, 78)

Gleich bey unserer Ankunft | : Donnerstag den 11:<sup>ten</sup> [Januar 1787] um 12 uhr zu Mittag : | hatten wir über hals und kopf zu thun, um bis 1 uhr zur Tafel fertig zu werden. (IV, 9)

nachdem wir uns die augen fast aus dem kopf geschauet hatten, glaubten wir in unseren inner=sten eine kleine MagenArie zu hören; wir fanden also für gut zum graf Canal zur Tafel zu fahren. (IV, 10)

übrigens ist er [der Sohn Karl Mozart] zwar nicht schlechter, aber auch um kein Haar besser als er immer war. (IV, 162)

Doch von Redensarten um Hals, Haar und Kopf geht Mozart ohne mit einer Wimper zu zucken über zu einem niedrigeren Teil der menschlichen Anatomie, nämlich dem Hintern. Gleich zweimal verwendet er den volkssprachlichen Phraseologismus „jmd. in den Hintern treten“. So ereifert sich Mozart in einem Brief vom 9. Juni 1781 an seinen Vater, indem er die Redensart auf gesellschaftliche Missstände bezieht und gleichzeitig noch mit dem Wort „fuchsschwänzerey“ auf die bereits erwähnte Redensart „den Fuchsschwanz streichen“ anspielt:

Nun hat es der Herr Graf Arko recht gut gemacht! – das ist also die Art die leute zu bereden, sie an sich zu ziehen. – daß man aus angebohmer dummheit die Bittschriften nicht annimt, aus manglung des Muths und aus liebe zur fuchsschwänzerey dem Herrn gar kein Wort sagt, Jemand vier Wochen herum zieht, und endlich da derjenige gezwungen ist die Bittschrift selbst zu überreichen, anstatt ihm *wenigstens* den zutritt zu verstatten, ihn zur thüre hinaus schmeist, und einen tritt im Hintern giebt. (III, 125-126)



Vier Tage später kommt Mozart in einem weiteren Schreiben an den Vater nochmals auf diese unmenschliche Behandlung zurück, allerdings steigert er seine sprachliche Abreagierung dadurch, dass er die „Hintern“-Redensart um den derberen Ausdruck „jmd. in den Arsch treten“ erweitert:

Nu – wenn man mich nicht haben will, es ist Ja mein Wunsch; – anstatt daß graf Arco meine bittschaft angenommen, oder mir audienz [bei dem Erzbischof] verschafet, oder gerathen hätte selbe nachzuschicken, oder mir zugeredet hätte die sache noch so zu lassen, und besser zu überlegen, afin, – was er gewollt hätte – Nein – da schmeist er mich zur thüre hinaus, und giebt mir einen tritt im hintern. – Nun, das heisst auf teutsch, daß Salzburg nicht mehr für mich ist; ausgenommen mit guter gelegenheit dem H. grafen wieder ingleichen einen tritt im arsch zu geben, und sollte es auf öffentlicher gasse geschehen. (III, 129)

Doch das ist keineswegs alles. Wiederum drei Tage später, am 16. Juni 1781, schreibt er seinem Vater: „Mein handgreiflicher Discours bleibt dem hungrigen Esel [Graf Arco] nicht aus, und sollt es in zwanzig Jahren seyn. – denn, ihn sehen, und meinen fuß in seinem Arsch, ist gewis eins“ (III, 133). Und schließlich, am 20. Juni, kommt es noch zu folgender Tirade, worin mehrere Redensarten als emotionelle Argumente zum Ausdruck kommen:

wegen dem arco darf ich nur meine vernunft und mein Herz zu rathe ziehen, und brauche also gar keine damme oder Personn vom stande dazu, um das zu thun was recht und billig ist, was nicht zu viel und zu wenig ist; – das Herz adelt den Menschen; und wenn ich schon kein graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im leib als mancher graf; und hausknecht oder graf, sobald er mich beschimpft, so ist er ein hundsful. – ich werde ihm von an=fang ganz vernünftig vorstellen, wie schlecht und übel er seine sache gemacht habe; – zum schlusse aber muß ich ihm doch schriftlich versichern daß er gewis von mir einen fuß im arsch, und noch ein paar ohrfeigen zu gewarten hat; – denn, wenn mich einer beleidigt, so muß ich mich rächen. (III, 133)

Das somatische Sprichwort „Das Herz adelt den Menschen“ bringt Mozarts positive Gesinnung zum Ausdruck, während die Redensart „recht und billig sein“ darauf hinweist, dass Graf Arco ihn in der Tat hätte besser behandeln müssen. So bleibt Mozart in seiner Frustration und Wut nichts übrig, als den Grafen mit den Redensarten „ein Hundsvott sein“ und „einen Fuß in den Arsch bekommen“ zu beschimpfen.

Handelt es sich in diesen Wutausbrüchen um ernst gemeinte Phraseologismen um den Volksausdruck „Arsch“, so ist nicht zu bestreiten, dass Mozart ihn auch wiederholt mit viel Humor als witzig gemeinte Pointe verwendet hat. In einem Jugendbrief vom 17. Februar 1770 an seine Schwester Maria Anna heißt es zum Beispiel: „Da bin ich auch, da habts mich: du, Mariandel, mich freuet es recht von arsch weg daß du so erschröglisch = = lustig bist gewesen“ (I, 316). Doch dann befindet sich zehn Jahre später von dem bedeutend reiferen Bruder im Tagebuch seiner Schwester folgender unsinniger Eintrag, der auf die drei formelhaften Ausdrücke „ein Esel sein“, „den Fuchsschwanz streichen“ und „jmd. am (im) Arsch lecken“ anspielt:

den 19:<sup>ten</sup> [August 1780] um scheissen, meine wenigkeit, ein Esel, ein bruch, wieder ein Esel, und endlich eine Nase, in der kirche, zu haus geblieben der Pfeif mir im arsch, pfeif mir im arsch ein wenig übel auf. Nachmittag die katherl bey uns. und auch der Herr Fuchs=schwanz, den ich hernach brav im arsch geleckt habe; O köstlicher arsch! – Doctor Barisani auch gekommen. den ganzen tag geregnet.

den 20:<sup>ten</sup> um 10 uhr in der Mess. der fuchs=schwanz von einem esel den ich ganz abgegriffen hab, und der Esel der mich geleckt hat, hat als ein esel selbst das beste gegeben. [...]

den 23:<sup>ten</sup> [...] nicht wahr, ich bin ein rechter fex? oder ein fuchs=schwanz, Esel und kreutz=sprung. (III, 7-8)

Ähnlich beschreibt Mozart einige Monate später am 13. November 1780 die Gräfin Baumgarten: „Sie ist die *welche einen fuchsschwanz im Arsch stecken hat, und eine spitziige Uhrkette an ohr hangen, und einen schönen Ring*“ (III, 16). Und etwa zur selben Zeit schreibt Mozart am 7. September 1780 diesen Vers in das Tagebuch seiner Schwester:

Hupsasa kupferschmidt  
habs mirs Mensch, druck mirs nit  
habs mirs Mensch, druck mirs nit,  
lek mi' im Arsch, kupferschmidt. (III, 10)

Mozarts Präokkupation mit der Redensart „jmd. am (im) Arsch lecken“ geht sogar so weit, dass er auf dem Umschlag eines Briefes vom 4. November 1777 an seinen Vater folgende Nachschrift anbringt, die seine Wünsche für die Anfertigung von Scheiben für das Bölzelschießen angeben:

die *scheiben*, wens es nicht zu spät ist, bitte ich mir so aus. ein kleiner Mensch mit lichten haaren steht gebückt da, und zeigt den blösen arsch her. aus seinen Mund gehen die Wort. *guten appetit zum schmaus*. der andere wird gemacht, in stiefl und sporn, ein roths kleid, eine schöne Perücke nach der Mode; er muß von mitterer grösse seyn. er wird in der Positur vorgestellt wie er den andern just im arsch leckt. aus seinen Mund gehen die worte. *ach, da geht man drüber n'aus*. so, ich bitte. (II, 103)

Besonders dieser ohne Zweifel humorvoll gedachte Text zeugt von einer regen skatologischen Phantasie Mozarts, und man fragt sich berechtigterweise, was die Ursache dieser fäkalen und analen Sprache sein mag. Norbert Elias hat die Problematik dieser Frage in seinem grundlegenden Buch „Mozart. Zur Soziologie eines Genies“ (1991) stichwortartig umrissen: „Mozarts Fäkalhumor. Problem: Was ist an diesem Humor charakteristisch für den Kanon seiner Gesellschaft, was mozartisch, also spezifisch individuell? Die Zivilisationsproblematik des Humors zu beachten als individuelle Ideenflucht, ständige Verknüpfung fäkaler mit oralen Phantasien. Zwangscharakter, der dennoch unter Kontrolle ist.“<sup>15</sup> Zu beachten ist bei Mozarts Fäkalkomik auf jeden Fall, dass es sich dabei zum größten Teil um eine „umgangssprachliche, seiner Zeit geläufige Verwendung derb-kräftiger Worte und Wendungen“ handelt. Es dreht sich vor allem um eine volkstümliche „Sprachgewohnheit“<sup>16</sup>, die eher dem Humor als einer psychologisch bedingten Analfixation oder gar Pornographie verpflichtet ist. Gerade mit Bezug auf die vielen „Arsch“-Belege stellt Irma Voser-Hoesli in ihrem Kapitel über „Humoristische Darstellung [in Mozarts Briefen]“ fest: „Mozart setzt sich kühn über die [Rokoko] Konvention hinweg, verhilft dem Menschlichen, Allzumenschlichen zu seinem Recht und bejaht es [...] mit jener ursprünglichen Freude am Lächerlichen.“<sup>17</sup> Wer den Humor Mozarts und die sprachlichen Normen seiner Zeit bei solchen analen und skatologischen Passagen außer Acht lässt, missversteht Mozarts bewusste Rolle des volkstümlichen Hanswursts oder Clowns.

Mozarts lustvolle Nachschrift zu einem Brief seiner Mutter an den Vater vom 14. November 1777 zeigt ganz deutlich, wie normal und akzeptiert solche sprachlichen „Sauereyen“ bzw. „koprophile Phantasien“<sup>18</sup> in seiner Gesellschaft waren:

Ich johannes Chrisostomus Amadeus Wolfgangus sigismundus Mozart  
gebe mich schuldig, daß ich vorgestern, und gestern | : auch schon öfters  
: | erst bey der nacht um 12 uhr nach haus gekommen bin; und daß ich von

10 uhr an bis zur benennten stund beym Canabich, in gegenwart und en Compagnie des Canabich, seiner gemahlin und dochter, H: *schazmeister, Raam, und Lang*, oft und – – nicht schwer, sondern ganz leichtweg gereimmet habe; und zwar lauter Sauereyen, nemmlich, vom Dreck, scheissen, und arschlecken, und zwar mit gedanken, Worten und – – aber nicht mit wercken. ich hätte mich aber nicht so gottloß aufgeführt, wenn nicht die Rädl=führerin, nemlich die sogenannte lisel | : Elisabetha Cannabich : | mich gar so sehr darzu annimiret und aufgehezt hätte; und ich muß bekennen daß ich ordentlich freude daran hatte. ich bekenne alle diese meine sünden und vergehungen von grund meines herzen, und in hofnung sie öfter bekennen zu dürfen, nimm ich mir kräftig vor, mein angefangenes sündiges leben noch immer zu verbessern; darum bitte ich um die heilige dispensation, wenn es leicht seyn kann; wo nicht, so gilt es mir gleich, denn das spiel hat doch seinen fortgang. *Lusus enim suum habet ambitum.* (II, 123-124)

Dies ist doch nun wirklich eine witzige Erklärung des „Spiels“ mit diesem skatologischen Vokabular, das um des Spaßes willen betrieben wird, wie der lateinische Zusatz deutlich zum Ausdruck bringt. Mozart braucht sich also nicht zu entschuldigen, denn seine uns vielleicht heute anstößig erscheinende Koprophilie war eher gang und gäbe in seinem Milieu: „Unverhüllte Anspielungen auf die analen Ausscheidungsfunktionen der Menschen gehörten unter den jungen Leuten – und wahrscheinlich auch unter den älteren –, mit denen er verkehrte, zu den normalen Vergnügungen ihres geselligen Lebens.“<sup>19</sup>

Tatsächlich bedient sich auch Mozarts Mutter solchen analen Vokabulars, wie etwa in einer Nachschrift vom 26. September 1777 zu einem Brief Wolfgangs an den Vater: „adio ben mio leb gesund, Reck den arsch zum mund. ich wünsch ein guete nacht, scheiss ins beth das Kracht, es ist schon über oas ietzt kanst selber Reimen“ (II, 14). Von Interesse ist hierbei jedoch, dass die Mutter mit der Aufforderung „ietzt kanst selber Reimen“ darauf hinweist, dass es sich hier um einen im Volksmund geläufigen Vers handelt, dessen Fortsetzung „Scheiß ins Bett, daß's übergeht, / morgen ist Elisabeth“ lautet. Auf jeden Fall erinnerte sich Mozart gut zehn Jahre später an diese Verse, als er seinen am 2. September 1788 ins „Verzeichnüß aller meiner Werke“ aufgenommenen Kanon „Bona nox bist a recta ox“ (KV 561) damit beendete:

gute Nacht, gute Nacht,  
scheiß ins Bett, daß' kracht,  
gute Nacht; schlaff fei g'sund  
und reck' den Arsch zum Mund. (VII, 594)<sup>20</sup>

Aber Mozart hatte den Spruch sowieso schon im zweiten Brief an seine Cousine Maria Anna Thekla (Bäsele) am 5. November 1777 zitiert: „iezt wünsch ich eine gute nacht, scheissen sie ins beet daß es kracht; schlafens gesund, reckens den arsch zum mund; ich gehe izt nach schlaffen, und thue ein wenig schlaffen“ (II, 104; VII, 595). Doch Mozart kannte die Verse mindestens schon seit seinem vierzehnten Lebensjahr, denn am 7. Juli 1770 hat er sie bereits in Rom in einer Nachschrift zu einem Brief seines Vaters in italienischer Übersetzung an seine Schwester geschickt: „addio statevi bene, e cacate nel letto che egli fà fracasso“ (I, 369; VII, 595). Gewiß, Mozart ist präokkupert mit solchen analen Aussagen, aber da er wie hier im Prinzip nur das zitiert, was sowieso im Volksmund kursiert, so ist es fraglich, ob man wirklich von „Mozart's scatological disorder (coprolalia)“<sup>21</sup> sprechen kann oder muss.

Vielmehr spiegelt sich in Mozarts analer Sprache vor allem eine deutsch-österreichische Vorliebe für den so genannten Anal- oder Fäkalhumor wider, wie sie Alan Dundes mit zahlreichen Belegen aus dem mündlichen und schriftlichen Bereich aus mehreren Jahrhunderten nachgewiesen hat.<sup>22</sup> Dass dabei volkstümliche Ausdrücke eine Rolle spielen, sollte nicht überraschen, obwohl skatologische Redensarten in Sammlungen oft aus Prüderie unterschlagen worden sind.<sup>23</sup> In einem Brief des Vaters Leopold Mozart vom 13. September 1768 an Lorenz Hagenauer findet sich eine solche gängige Redensart, wobei ausnahmsweise einmal das skatologische Verb nicht voll ausgeschrieben wurde: „Hätte ich es wohl damals mir traumen lassen ein Jahr in Wienn zu verbleiben? – – Doch wer kann für das Verhängniß! Ich möchte vor Verdruß Pomeranschen sch: – –! das beste dabey ist noch, daß wir alle, Gott lob, gesund sind“ (I, 275). Wenn er aber dann etwa zwei Jahre später an seine Frau schreibt, benutzt er das voll ausgeschriebene Verb ohne jegliche Hemmungen: „übrigens weis ich dir weiter nichts zu schreiben, als daß wir | : Gott Lob : | gesund sind, und wünscheten, daß schon der Neue Jahrstag wäre, oder wenigst Weinachten: denn bis dahin giebt es immer immer [sic] oder was zu thun, oder was zu denken, vielleicht zu zeiten einen kleinen Verdruss, daß man Pomeranzen scheißen möchte, und folglich

unruhige täge. Gedult!“ (I, 400). Es sei auch darauf hingewiesen, dass Leopold Mozart in beiden Belegen ebenfalls die Formel „Gott (sei) Lob und Dank,“ wenn auch in gekürzter Form, benutzt.

Ohne Zweifel aber spielt die Redensart „Leck mich am (im) Arsch“ in Mozarts Briefen eine ganz besondere Rolle. Obwohl Johann Wolfgang von Goethe den Ausdruck in seinem Schauspiel „Götz von Berlichingen“ (1771) in dem Wortlaut „Er kann mich im Arsch lecken“ (III. Akt, Jaxthausen-Szene) sozusagen salonfähig im deutschen Bildungsbürgertum gemacht hat,<sup>24</sup> gehörte er „in den komischen Szenen der Wiener Haupt- und Staatsaktionen, also immerhin zwei Menschenalter früher, einfach zum alltäglichen Wortschatz.“<sup>25</sup> Zweifelsohne kannte Wolfgang Amadeus Mozart die Redensart aus dem mündlichen Sprachgebrauch, und er hat sie immer wieder mit Witz und Ironie in seine Korrespondenz und einige Kanons eingebaut, ohne zu seiner Zeit, und vor allem unter Familienmitgliedern, Gefahr zu laufen, als perverser Analfanatiker beschuldigt zu werden. Gerade seine berühmten Kanons um diese Redensart gehen auf harmlose gesellschaftliche Spiele zurück. So beschreibt er am 17. Oktober 1777 aus Augsburg an den Vater, wie er in einer kleinen Gesellschaft mit seiner Mutter und Base ganz spontan einen ersten „Leck mich am Arsch“-Text hervorbrachte:

wir musten hernach in ein Gastzimmer, dann meine Mama und base, und H: stein war auch dabey. ein gewisser P: Emilian ein hofärtiger Esel und ein einfältiger wizing seiner Proffession war gar herzig. er wollte immer seinen spaß mit den bäsle haben, sie hatte aber ihren spaß mit ihm – – endlich als er rauschig war | welches bald erfolgte | fieng er von der Musick an. er sang einen Canon, und sagte ich habe in meinem leben nichts schönens gehört. ich sagte, mir ist leid, ich kann nicht mitsingen, dann ich kann vonn Natur aus nicht intoniren. daß thut nichts sagte er. er fieng an. ich war der dritte. ich machte aber einen ganz andern text drauf, P: E: o du schwanz du, leck du mich im arsch. sotto voce: zu meiner base. dann lachten wir wieder eine halbe stunde. (II, 70-71)

Offensichtlich hat Mozart diese spaßhafte Situation nie vergessen, und so kam es zwischen 1782 und 1788 in Wien dazu, daß er „das ‘geflügelte Wort’ zur Erheiterung der Sänger und Zuhörer in einigen Kanons [vgl. KV 231 (382c), KV 233 (382d), KV 559, KV 560b], deren Texte er selbst verfaßte, zitiert. „In diesen Canon-Texten hat die Wendung nicht [einen] verächtlichen Sinn, sondern stellt eine fast freundschaftliche, naiv-scherzhafte ‘Aufforderung’ dar, wie sie beispielsweise im Bayerischen noch heute üblich ist. [...] Die

(regelmäßig an Männer gerichtete) Aufforderung 'Leck mich am (im) Arsch' als Analerotik zu deuten, istbarer Unsinn.<sup>26</sup> Es dreht sich halt immer wieder um das Spiel mit der volkstümlichen Umgangssprache, worin Mozart seinen wenn auch teilweise infantil anmutenden Humor zur Schau stellt. Gewiss war folgender Kanontext (KV 231 [382c]) aus dem Jahre 1782 nichts anderes als eine witzige Reaktion gegenüber seinem gar nicht spaßhaftem Dasein, eine Art Befreiung in die volkstümliche Sprache:

Leck mich im A[rsch] g'schwindi, g'schwindi!  
Leck im A[rsch] mich g'schwindi! Leck mich. leck mich. leck mich. leck mich.  
leck mich. leck mich. leck g'schwindi. g'schwindi. g'schwindi. g'schwindi!  
G'schwindi. g'schwindi. g'schwindi. g'schwindi!  
Leck mich im Arsch g'schwindi. g'schwindi. g'schwindi.  
g'schwindi! G'schwindi. g'schwindi. g'schwindi. g'schwindi!  
Leck mich im Arsch g'schwindi. g'schwindi! Leck im A... mich.  
Leck mich im Arsch g'schwindi.  
Leck mich.<sup>27</sup>

Kann oder muss man diesen Text unbedingt psychologisch interpretieren, nur weil ein Genie wie Mozart so etwas nicht hätte schreiben und komponieren sollen? Nur weil so ein Kanon nicht in das kanonische Weltbild passt, dass man sich gerne für außerordentliche Menschen wie Mozart zurechtlegt, muss so ein Text nicht verschwiegen werden oder als lächerlich-infantil bzw. analerotisch ausgelegt werden. Es ist ein Spiel mit der volkstümlichen Überlieferung, etwas banal Heiteres und unterhaltsam Lustiges in einer gar nicht lächerlichen Existenz eines großen Künstlers. Sicherlich sollte man Renate Bebermeyers ganz allgemein gestellte Frage über solche sprachlichen Spielereien positiv beantworten: „Heute billigt man jedem von uns Sprachkompetenz zu – warum sollten wir es Mozart verübeln, daß er so sprach, wie ihm der (fröhlich-unbekümmerte) Schnabel gewachsen war?“<sup>28</sup> Selbstverständlich hat man auch viel psychologischen „Unsinn“ in die berühmtberüchtigten Bäsle-Briefe hineininterpretiert, worin Anales und Skatologisches nun wirklich unglaubliche Orgien feiern. Neun Briefe von dem gut zwanzigjährigen Mozart an seine Base Anna Maria Thekla Mozart (1758–1841),<sup>29</sup> der Tochter von Leopold Mozarts Bruder, sind aus den Jahren 1777–1778 überliefert, wobei die Briefe Anna Marias (dem Bäsle) an ihren Vetter leider nicht vorhanden sind. Vielleicht könnte man aus ihren Briefen besser erkennen, ob es zwischen ihr und Wolfgang ein frühes Liebes-

verhältnis gab. Allerdings war dies auch die Zeit, als sich Mozart in die Sängerin Aloysia Weber, der Schwester seiner späteren Frau Konstanze, verliebte. All dies führt Robert L. Marshall zu folgender Auslegung der Briefe: „Perhaps there is a link between the infantile outbursts of crude language in the Bäsle letters and Mozart's infatuation with Aloysia Weber. The letters may have constituted an important outlet for pent-up sexual tensions that must have been almost unbearable for Wolfgang at this time; that is, scatology may have functioned as a substitute – a rather bizarre form of 'sublimation' – for the erotic impulses directed toward Aloysia.“<sup>30</sup> Glaubwürdiger scheint jedoch die frühere Auslegung von Arnold Kühn zu sein: „Mozart steht zu ihr [dem Bäsle] in einer Art von derbem Spielkameradenverhältnis, das vielleicht mit einer gewissen verliebten Tändelei verbunden war. [...] Mozart wird bei der Abfassung seiner lustigen Briefe das Bild der heiteren Base im Geiste vor sich gehabt haben, und dies trieb ihn dann zu seinen närrischen Possen in der Briefprosa an.“<sup>31</sup> Man darf gerade bei der Betrachtung dieser Bäsle-Briefe nicht vergessen, dass Mozart „ein zweigeteiltes Wesen“ war, das heißt, „daß sich in seinem Wesen tiefe Ernsthaftigkeit und zugleich eine heitere, ja hanswurstartige Natur in wunderbarer Weise einen.“<sup>32</sup>

Die Fäkal- und Unsinnskomik dieser zugegebenermaßen einmaligen Briefe, worin sich Sprachspiel, Komik, Witz und Selbstironie vereinen, sind wohlgermerkt in Mozarts gesamter Korrespondenz zu finden, so dass man die Worte an die Base mit Bezug auf Mozarts erotische Erlebnisse nicht überbetonen sollte. Schließlich schreibt er zu der Zeit, wo die Bäsle-Briefe entstanden sind, am 31. Januar 1778 aus Worms folgende ebenso „unglaubliche“ Verse an seine Mutter, die offensichtlich keinen Anstoß an dieser derben Komik genommen hat:

Madame Mutter!  
Ich esse gerne Butter.  
Wir sind Gottlob und Dank  
Gesund und gar nicht krank.  
Wir fahren durch die Welt,  
Haben aber nit viel Geld;  
Doch wir sind aufgeräumt  
Und keins von uns verschleimt.  
Ich bin bei Leuten auch  
die tragen den Dreck im Bauch,  
doch lassen sie ihn auch hinaus  
So wohl vor, als nach dem Schmaus.



Gefurzt wird allzeit auf die Nacht  
Und immer so, daß es brav kracht.  
Doch gestern war der fürze König,  
deßen Fürze riechen wie Hönig,  
Nicht gar zu wohl in der Stimme,  
Er war auch selbst voll Grimme.  
Wir sind ietzt über 8 Tage weck  
Und haben schon geschijßen vielen Dreck.  
Herr Wendling wird wohl böse seyn,  
Daß ich kaum nichts geschrieben fein,  
Doch wenn ich komm' über d' Rheinbrücke  
So kom ich ganz gewiß zurücke  
Und schreib die 4 Quartetti ganz  
Damit er mich nicht heijßt ein Schwantz.  
[...]  
Wir beleidigen doch nicht Gott mit unserem Scheijßen  
Auch noch weniger, wenn wir in dreck nein beißen.  
Wir sind ehrliche Leute die zusammen taugen,  
Wir haben summa summarum 8 Augen  
Ohne dem wo wir drauf sitzen.  
Nun will ich mich nit mehr erhitzen  
Mit meiner Poesie; nur will ich Ihnen sagen  
Daß ich Montag die Ehre hab, ohne viel zu fragen,  
Sie zu embrassiren und dero Händ zu küssen,  
Doch werd' ich schon vorhero haben in die Hosen geschijßen. (II, 245-247)

Hier ist doch nun wirklich der Hanswurst am Werk, der seine skatologische „Poesie“ zum reinen Vergnügen vom Stapel läßt. Das Gedicht zeigt vor allem, dass diese Art von Fäkalhumor gang und gäbe war, worüber sich selbst die Mutter des berühmten Sohnes amüsieren konnte.

Ganz allgemein meint David Schroeder in einem aufhellenden Kapitel über „Scatology and the 'Bäse' Letters“, solche analen Aussagen „should not be taken as documents of a 'life'. These are epistolary objects, emerging from well-known patterns of written and verbal practice in the eighteenth century, a practice of opposition and defiance, not an indulgence in infantilism but a transgression into regions of unacceptability.“<sup>33</sup> Das ist gewiss die eine Seite der Medaille, doch überbetont Schroeder die soziopsychologische Bedeutung der Bäse-Briefe und unterschlägt dabei ihre humorvolle Tendenz, nämlich Mozarts Spiel mit zum größten Teil vorgeformter Volkssprache.

Der erste Bäsle-Brief vom 31. Oktober 1777 sowie der neunte und letzte Brief an die Cousine vom 23. Oktober 1781 sind vom Redensartlichen her betrachtet von keinem Interesse. Der abschließende Brief ist von einem prosaischen Mitteilungscharakter geprägt und entbehrt jeglicher Beispiele der früheren Sprachspielereien (vgl. III, 168-170). Den kurzen nur einen Paragraphen umfassenden Eingangsbrief dieser Korrespondenz schließt Mozart jedoch mit einer Redensart ab. Noch fehlt jeglicher Anal- oder Fäkalhumor, der auch im letzten Brief nach einer Distanzierung von der Base ausbleibt:

Das ist curiös! ich soll etwas gescheutes schreiben und mir fällt nichts gescheides ein. [...] ietzt ist der Platz zu klein noch mehr gescheides herzubringen, und immer was gescheides macht Kopfweh; es ist ja ohnehin mein Brief voll gescheider und gelehrter Sachen, wenn Sie ihn schon gelesen haben, so werden Sie es gestehen müssen und haben Sie ihn noch nicht gelesen, so bitte ich Sie lesen Sie ihn bald, Sie werden viel Nutzen daraus ziehen, Sie werden bei einigen Zeilen bittere Zähren vergießen. (II, 95)

Diese Zeilen ergeben die Hälfte des gesamten ersten Briefes an das Bäsle. Doch zeigt sich hier schon der Beginn des Spiels mit der Sprache, und mit viel Ironie deutet Wolfgang seiner Cousine an, dass seine Briefe gerade nicht viel „Gescheites“ enthalten werden. Es werden auch keine „bitteren Tränen zu vergießen“ sein, denn dieser Briefaustausch steht von vornherein auf dem Niveau des humorvollen Spiels.

Der zweite Brief vom 5. November 1777 an die Base ist dann auch aus parömiologischer Sicht ein Paradebeispiel Mozartscher Unsinnskomik. Das offenbart sich bereits im Eingangsparagraphen, worin sich Mozarts musikalisches Sprachempfinden durch wiederholende Echoklänge von Einzelwörtern bemerkbar macht.<sup>34</sup> Besonders überzeugend zeigt dies die erneute Verarbeitung der redensartlichen Formel „Gott sei Lob und Dank“:

Ich habe dero mir so werthes schreiben richtig erhalten falten, und daraus ersehen drehen, daß der H: vetter retter, die fr: baaß has, und sie wie, recht wohl auf sind hind; wir sind auch gott lob und danck recht gesund hund. ich habe heüt den brief schief, von meinem Papa haha, auch richtig in meine klauen bekommen strommen. Ich hoffe sie werden auch meinen brief trief, welchen ich ihnen aus Mannheim geschrieben, erhalten haben schaben. desto besser, besser desto! Nun aber etwas gescheüdes. (II, 104)

Im folgenden Paragraphen führt Mozart diese Klang- und Lautmalerei regelrecht *ad absurdum* (hinzu kommen Variationen, Frage und Antwortspiel usw.), wobei er offensichtlich einen riesigen Spaß an dieser musikalischen Sprachspielerei hat. Auch die Fäkalkomik gesellt sich dazu, und doch endet er diesen Wortschwall dann mit einem seiner Lieblingssprichwörter, das sehr direkt bereits hier auf seine finanziellen Sorgen in der Welt hinweist. Mozart in seiner Narrenrolle verbindet stets Spaß und Ernst:

sie schreiben noch ferners, ja, sie lassen sich heraus, sie geben sich blos, sie lassen sich verlauten, sie machen mir zu wissen, sie erklären sich, sie deüten mir an, sie benachrichtigen mir, sie machen mir kund, sie geben deütlich am tage, sie verlangen, sie begehren, sie wünschen, sie wollen, sie mögen, sie befehlen, daß ich ihnen auch mein Porträt schicken soll schroll. Eh bien, ich werde es ihnen gewis schicken schlicken. Oui, par ma la foi, ich scheiss dir auf d' nasen, so, rinds dir auf d'koi. appropós. haben sie den spuni cuni fait auch? – – – was? – – ob sie mich noch immer lieb haben – – das glaub ich! desto besser, besser desto! Ja, so geht es auf dieser welt, der eine hat den beutel, der andere hat das geld; mit wem halten sie es? – – mit mir, nicht wahr? – – das glaub ich! ietzt ists noch ärger. appropós. (II, 104)

Dann aber steigert sich Mozart in die Fäkalkomik, die am Ende des Briefes ins Uferlose übergeht, und zwar unter Verwendung der Redensart „einen gehen (fahren) lassen = furzen“:

iezt muß ich ihnen eine trauerige geschichte erzehlen, die sich jetzt den augenblick ereignet hat. wie ich an besten an dem brief schreibe, so höre ich etwas auf der gasse. ich höre auf zu schreiben – – stehe auf, gehe zum fenster – – und – höre nichts mehr – – ich seze mich wieder, fange abermahl an zu schreiben – – ich schreibe kaum 10 worte so höre ich wieder etwas – – ich stehe wieder auf – – wie ich aufstehe, so höre ich nur noch etwas ganz schwach – – aber ich schmecke so was angebrandtes – – wo ich hingeh, so stinckt es. wenn ich zum fenster hinaus sehe so verliert sich der geruch, sehe ich wieder herein, so nimmt der geruch wieder zu – – endlich sagt Meine Mama zu mir: was wette ich, du hast einen gehen lassen? – – ich glaube nicht Mama. ja ja, es ist gewis so. ich mache die Probe, thue den ersten finger im arsch, und dann zur Nase, und – – Ecce Provatum est; die Mama hatte recht. Nun leben sie recht wohl, ich küsse sie 10000mahl und bin wie allzeit der alte junge Sauschwanz  
Wolfgang Amadé Rosenkranz. (II, 106)

Wenn Mozart sich hier zum Schluss selbstironisch einen „Sauschwanz“ nennt, so sagt er damit direkt aus, dass er sich seiner „Schweinereien“ wohl bewusst ist. Dasselbe musikalische und fäkale Sprachspiel geht im dritten Bäsle-Brief vom 13. November 1777 weiter. Daraus sei jedoch lediglich der erste Paragraph zitiert, worin sich Mozart als Virtuose in der grotesken Aneinanderreihung von volkstümlichen Schimpfwörtern erweist und schließlich auch noch die beiden Redensarten „sein Wort halten“ und „Je eher, je lieber“ einbaut:

Poz Himmel Tausend sakristey, Cruaten schwere noth, teüfel, hexen, truden, kreüz=Battalion und kein End, Poz Element, luft, wasser, erd und feüer, Europa, asia, affrica und America, jesuiter, Augustiner, Benedictiner, Capuciner, minoriten, franziscaner, Dominicaner, Chartheüser, und heil: kreüzer herrn, Canonici Regulares und irregulares, und alle bärnhäüter, spizbuben, hunds=fütter, Cujonen und schwänz übereinander, Eseln, büffeln, oxsen, Narrn, dalcken und fuxen! was ist das für eine Manier, 4 soldaten und 3 Ban=delier? – – so ein Paquet und kein Portrait? – – ich war schon voll begierde – – ich glaubte gewis – – denn sie schrieben mir ja unlängst selbst, daß ich es gar bald, recht gar bald bekommen werde. Zweifeln sie vielleicht ob ich auch mein wort halten werde? – – das will ich doch nicht hoffen, daß sie daran zweifeln! Nu, ich bitte sie, schicken sie mir es, je ehender, je lieber. (II, 121-122)

In dieser Schimpfkanonade kommt Mozart vom Hundertsten ins Tausendste, und man kann wohl bei dieser barocken Darstellung musikalisch-sprachlich von einer mit „Paukenwirbeln begleiteten Flut von Schimpfwörtern“<sup>35</sup> sprechen. Und doch ist all dies viel Lärm um nichts, denn Mozart hat wiederum nur seine Freude am Spiel und erhofft sich von seinem Bäsle eine humorvolle Aufnahme seiner *tour de force*, was auch für die nun folgenden skatologischen Zeilen wie etwa „Verzeihen sie mir meine schlechte schrift, die feder ist schon alt, ich scheisse schon wircklich bald 22 jahr aus den nemlichen loch, und ist doch nicht verissen! – und hab schon so oft geschissen – – und mit den Zähnen den dreck ab=bissen“ (II, 122) gilt.

Im vierten Brief vom 3. Dezember 1777 zeigt sich Mozart auch als Meister im Gebrauch sprichwörtlicher Sprache. Am Anfang benutzt er gleich zwei „Herz“-Redensarten, das Sprichwort vom Beutel und Geld wird wiederholt, die Redensarten „Leck mich am Arsch“ und „sich in die Hosen scheißen“ fehlen nicht, und hinzu kommen noch das Sprichwort „Was zu viel ist, ist zu viel“ sowie zwei witzige Umkehrungen der Sprichwörter „Was man verspro-

chen hat, muß man auch halten“ und „Man muß allezeit Mann von seinem Wort sein.“<sup>36</sup> Satz um Satz spielt Mozart den volkssprachlichen Hanswurst und stiftet witzige Verwirrung an:

Bevor ich Ihnen schreibe, muß ich aufs Häusel gehen – – – jetzt ist's vorbey! ach! – – nun ist mir wieder leichter ums Herz! – jetzt ist mir ein Stein vom Herzen – nun kann ich doch wieder schmausen! – nu, nu, wenn man sich halt ausgeleert hat, ist's noch so gut zu leben. Ich hätte Dero Schreiben vom 25<sup>ten</sup> Nov. richtig erhalten, wenn Sie nicht geschrieben hätten daß Sie Kopf=, Hals= und Arm=Schmerzen gehabt hätten, und daß Sie jetzt nun, dermalen, alleweil, den Augenblick keine Schmerzen mehr haben, so habe ich Dero Schreiben vom 26<sup>ten</sup> Nov: richtig erhalten. Ja, ja, meine allerliebste Jungfer Baas, so geht es auf dieser Welt; einer hat den Beutel, der andere das Geld, mit was halten Sie es? – – mit der Hand, nicht wahr? Hur sa sa, Kupferschmied, halt mir's Mensch, druck mir's nit, halt mir's Mensch, druck mir's nit, leck mich im Arsch, Kupfer=schmied, ja und das ist wahr, wers glaubt, der wird seelig, und wer's nicht glaubt, der kommt in Himmel; aber schnurgerade und nicht so, wie ich schreibe. [...] Mein Entschluß ist gefaßt; wenn mir noth ist, so gehe ich, doch nach dem die Umstände sind wenn ich das laxiren habe, so lauf ich und wenn ich gar nicht mehr halten kann, so scheiß ich in die Hosen. [...] Sie schreiben mir, ich wüßte zwar noch viel, aber zu viel ist zu viel; – in einem Briefe gebe ich es zu, daß es zu viel ist, aber nach und nach könnte man viel schreiben; [...]. Ich werde Ihnen also das Versprochene halten? – Nu das freut Sie. Vergessen Sie nur auch nicht München nach der Sonata zu komponiren, denn was man einmal gehalten hat, muß man auch versprechen, man muß allezeit Wort von seinem Mann seyn. – Nun aber gescheut. (II, 163-165)

Der hier stark gekürzte Paragraph nimmt anderthalb gedruckte Seiten ein, und wieder schwillt Mozart regelrecht über mit Wortschwallen, Sprichwörtlichem, Fäkaalem usw. Ganz am Briefende heißt es noch „poetisch“:

Ma très chère Cousine  
waren Sie nie zu Berlin?  
Der aufrichtige wahre Vetter  
bei schönen und wilden Wetter  
W.A. Mozart  
Sch: scheißen: das ist hart. (II, 165)

Wenn man bei diesem Brief beachtet, dass Mozart durch seine Verdrehungen überlieferter Sprichwörter so genannte Antisprichwörter formuliert,<sup>37</sup> so könnte die letzte Zeile dieser Unsinnssverse eventuell ein Spiel mit dem

Sprichwort „Scheiden tut weh“ sein. Natürlich musste Mozart es sogleich witzig entstellen, indem er es in die Fäkalsphäre übertrug. Zusammen sind die Fäkal- und Unsinnskomik dieses Briefes erneut „ein Zeichen für Mozarts vielgerühmte Fabulier- und Schreibleust und zugleich ein Beweis, daß die Briefe an die Cousine eben als Unterhaltungsbriefe gewertet sein wollen.“<sup>38</sup> Aus dem fünften Bäsle-Brief vom 28. Februar 1778 seien der Anfangs- und Schlussparagraph herausgegriffen, die sich erneut durch ihre Sprichwörtlichkeit ausweisen. Wenn Mozart eingangs feststellt „gemeint und geschissen ist zweyerley,“ so ist es möglich, dass er ein bisher nicht verzeichnetes Volkssprichwort zitiert; oder aber er spielt ganz einfach mit dem Sprichwort „Denken und wissen ist zweierlei“ oder auch mit Texten wie etwa „Meinen ist nicht wissen; wers nicht merckt, der wird beschissen“ oder „Meinen und Wissen liegen auf zwei Kissen.“<sup>39</sup> Auf jeden Fall hat Mozart wie immer seine deutliche Vorliebe an der Fäkalsprache:

sie werden vielleicht glauben oder gar meynen ich sey gestorben! – – ich sey Crepirt? – oder verreckt? – doch nein! meynen sie es nicht, ich bitte sie; denn gemeint und geschissen ist zweyerley! – wie könnte ich denn so schön schreiben wenn ich tod wäre? – wie wäre das wohl möglich? – – – wegen meinem so langen stillschweigen will ich mich gar nicht entschuldigen, denn sie würden mir so nichts glauben; doch, was wahr ist, bleibt wahr! – ich habe so viell zu thun gehabt, daß ich wohl zeit hatte, an das bäsle zu denken, aber nicht zu schreiben, mithin hab ichs müssen lassen bleiben. (II, 307)

Freilich gesellt sich hier am Ende einmal ein Sprichwort im normalen und ernsthaften Sprachgebrauch hinzu, denn Mozart benutzt die Weisheit von „Was wahr ist, bleibt wahr“ als volkssprachlichen und effektiven Rechtfertigungsprozess.

Zum Schluss erfindet Mozart dieses Mal sogar das Wort „schistori“, indem er die Redensart „jmd. die ganze Geschichte (oder Historie) glauben“ skatologisch entstellt. Dann kommt noch das unverändert zitierte Sprichwort „Wer anfängt muß auch aufhören“ hinzu, um den Brief zu Ende zu bringen. Doch ein kleiner Ausflug in die Analsprache muss schon noch unternommen werden, und dazu ist Mozart seine beliebte Redensart „Leck mich am (im) Arsch“ gerade richtig:

das hab ich geschrieben. und es ist besser, daß ich aufgehört habe, als wenn ich etwas dazugelogen hätte. da hätten sie mir etwa die ganze schistori nicht geglaubt, aber so – – glauben sie mir doch – die halbe nicht. nun muß ich schliessen, ob es mich schon thut verdriessen, wer anfängt muß auch

aufhören, sonst thut man die leute stöhren, an alle meine freunde mein Compliment, und wers nicht glaubt, der soll mich lecken ohne End, von nun an bis in Ewikeit, bis ich einmahl werd wieder gescheid. da hat er gewis zu lecken lang, mir wird dabey schier selbstn bang, ich fürcht der dreck der geht mir aus, und er bekommt nicht gnug zum schmaus. Adieu bääsle. ich bin, ich war, ich wär, ich bin gewesen, ich war gewesen, ich wär gewesen, o wenn ich wäre, o daß ich wäre, wollte gott ich wäre, ich wurde seyn, ich werde seyn, wenn ich seyn würde, o das ich seyn würde, ich wurde gewesen, ich werde gewesen seyn, o wenn ich gewesen wäre, o daß ich gewesen wäre, wollte gott ich wäre gewesen, was? – ein stockfisch. (II, 309-310)

Ein „Stockfisch“ aber ist ein Schimpfwort in der Bedeutung von Tölpel oder Narr, und indem Mozart seinen Brief mit dieser selbstironischen Aussage abschließt, spricht er erneut aus, dass all diese Sprachspielereien, auch die grammatisch-musikalische Improvisation um das Verb „sein“, seinem Komödienspiel als Hanswurst entspringen. Man spürt dabei nichts von einem erotischen Verhältnis zu seiner Base; Mozart gibt sich vielmehr als eine Art Kumpel und setzt voraus, dass das Bäsle all seine Späße in ihrer beabsichtigten Komik zu verstehen weiß.

Den sechsten Bäsle-Brief vom 23. Dezember 1778 hat Mozart kurz nach dem Korb, den er von Aloysia Weber bekommen hat, geschrieben. Offensichtlich sehnt sich der enttäuschte Verliebte nach Aufmunterung und guter Freundschaft, und so wird das Bäsle kurzerhand in bekannter Lustigkeit nach München eingeladen. Wieder gelingt Mozart trotz seiner Enttäuschung in der Liebe ein humorvoller Brief, worin er sich etlicher Redensarten wie „kein Hase sein“, „eine große Rolle spielen“, „etwas haarklein ausführen“ und natürlich dem bekannten Spruch „Leck mich am (im) Arsch“ bedient. Hinzu kommt noch das Sprichwort „Wer es nicht glaubt ist eine Hure“ als Wahrheitsbeteuerung, und wie immer bleiben Anal- und Fäkalhumor nicht aus:

liebstes bäsele, sey kein häsele – ich wäre sehr gerne nach augsburg das versichere ich sie, allein der H: Reichs=Prälat hat mich nicht weg=gelassen, und ich kann ihn nicht hassen, denn das wäre wieder das gesez gottes und der Natur, und wers nicht glaubt ist eine h-r; mithin ist es halt einmal so, [...] wenn sie so viell freud haben mich zu sehen wie ich ihnen, so kommen sie nach München in die werthe stadt – schauen sie daß sie vorm Neuen jahr noch drinn sind, so will ich sie dann betrachten vorn und hind – will sie überall herum führen, auch wenns nothwendig ist kristiren [klistieren] – doch nur eines ist mir leid, daß ich sie nicht kann logiren: weil ich in keinen wirthshaus bin, sondern wohne bey – ja wo? – das möchte ich

wissen; – Nun spasssss à part – just dessentwegen ist es für mich sehr  
nothwendig daß sie kommen – sie werden vielleicht eine grosse Rolle zu  
spielen bekommen – also kommen sie gewis, sonst ist ein schys; ich werde  
alsdan in eigner hoherperson ihnen Complimentiren, ihnen den arsch  
Petschieren, ihre hände küssen, mit der hintern büchse schiessen, ihnen  
Embras=siren, sie hinten und vorn kristiren, ihnen, was ich ihnen etwa alles  
schuldig bin, haarklein bezahlen, und einen wackeren furz lassen erschallen,  
und vielleicht auch etwas fallen – Nun  
adieu – mein Engel mein herz  
ich warte auf sie mit schmerz  
schreiben sie mir nur gleich nach München *Poste restante*  
ein kleines briefchen von 24 bögen, aber  
schreiben sie nicht hinein wo sie logiren werden,  
damit ich sie, und sie mich nicht finden; –  
P:S: Scheis = dibitari der pfarrer zu Rodempl  
hat sein köchin im arsch geleck, ein andern zum Exempl;  
Vivat – vivat – (II, 524-525)

Vielleicht könnte man in dieses Schreiben eine gewisse erotische Komponente hineinlesen, die jedoch durch die skatologische Komik verdrängt wird. Auf jeden Fall spielt Mozart auch hier wieder den phrasenhaften Hanswurst, der seine Einladung mit viel Ironie vorzubringen weiß – und das Bäsle ist tatsächlich nach München gefahren!

Aus dem siebten Brief ans Bäsle vom 10. Mai 1779, der selbstverständlich wieder seine fäkalen Stellen aufweist, sei lediglich folgender Paragraph zitiert, worin das „Beutel-Geld“-Sprichwort zum dritten Mal in diesen Briefen an die Cousine auftaucht. Allerdings führt Mozart, nach der logischen Aussage „wer beides (Beutel und Geld) nicht hat, hat nichts,“ die weitere Logik *ad absurdum*;<sup>40</sup> ein zusätzliches Beispiel Mozartscher Unsinnskomik:

Ja mein liebes violoncellchen! so geht und steht es auf der Welt, einer hat den beutel, und der andere hat das geld, und wer beydes nicht hat, hat nichts, und nichts ist so viel als sehr wenig, und wenig ist nicht viel, folglich ist nichts immer weniger als wenig, und wenig immer mehr als nicht viel, und viel immer mehr als wenig, und – so ist es, so war es, und so wird es seyn. (II, 547)

Das Wort „Violoncellchen“ wird auch in der Anrede benutzt: „liebstes, bestes, schönstes, liebenswürdigstes, reizendstes, von einem unwürdigen Vetter in Harnisch gebrachtes bässchen. oder Violoncellchen! (II, 547). Macht sich in dieser Worterfindung nun wirklich nur Mozarts musikalisch ausgerichtete



Sprache bemerkbar, oder sollte Mozart hier nicht doch auf ein Liebesabenteuer mit seiner Base anspielen, auf der er sozusagen wie auf einer kleinen Violone gespielt und sie somit redensartlich „in den Harnisch gebracht“ hat? Dazu würden ebenfalls all die Adjektive passen, die das Bäsle dieses Mal vielleicht weniger ironisch als schönes Geschöpf herausstellen. Und doch deutet dann die Aussage vom „unwürdigen Vetter“ wohl schon an, dass aus der ganzen Affäre, wenn sie es gegeben hat, nichts werden wird.

Kein Wunder also, wenn der achte Bäsle-Brief vom 24. April 1780 nicht mehr den sprachspielerischen und humorvollen Ton enthält, zumal Mozart nun bereits in einem Verhältnis mit Konstanze Weber steht. So dreht es sich im Brief selbst um direkt ausgedrückte Mitteilungen, und nur folgende Zeilen enthalten noch eine letzte Spur der sonst so überzeugend verwendeten Redensarten:

Neues weis ich ihnen nichts zu schreiben, als daß leider Joseph Hagenauer | : bei welchem sie, meine Schwester und ich im Erker=stüb Choccolate getrunken : | gestorben ist. – ein grosser Verlust für seinen Vatter – sein Bruder Johannes | : der verheurathete : | welcher, weil er sich an seinen seligen bruder gänzlich verlassen konnte, das Faulenzen so ziemlich gewohnt war, muß nun recht daran, welches ihm ein bischen sauer ankömmt. (III, 4-5)

Das sind bereits bloße Erinnerungen, und man spürt, dass das freundschaftliche und spaßhafte Jugendverhältnis mit der Base ein Ende gefunden hat. Aus Spaß ist Ernst geworden, wie der noch trockenere, ohne die alte volkstümliche Sprache und bedeutend später geschriebene neunte und endgültige Bäsle-Brief vom 23. Oktober 1781 deutlich zu erkennen gibt. All dies mag auch Wolfgang Amadeus, der Redensart entsprechend, sauer angekommen sein.

Doch dafür hatte er selbstverständlich seine wirkliche Liebe gefunden. Ein aufschlussreicher Brief dazu stammt vom 15. Dezember 1781, worin er seinem Vater mitteilt, dass er Konstanze Weber zu heiraten gedenkt, deren Charakter er folgendermaßen beschreibt: „sie ist nicht hässlich, aber auch nichts weniger als schön. – ihre ganze schönheit besteht, in zwey kleinen schwarzen augen, und in einen schönen Wachsthum. sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als eine frau und Mutter erfüllen zu können. [...] sie hat das beste herz von der Welt – ich liebe sie, und sie liebt mich vom herzen? – sagen sie mir ob ich mir eine bessere frau wünschen könnte?“ (III, 181). Die gesteigerte Redensart „ein gutes Herz

haben“ dient Mozart dazu, seinen Vater von der Güte seiner Geliebten zu überzeugen. Am Ende des Briefes wählt er dann eine weitere somatische Redensart, um seinem Vater deutlich zu machen, dass er sich ihm völlig offenbart hat: „Mein liebster vatter! – nun habe [ich] ihnen mein herz eröffnet, und ihnen meine Worte erkläre. [...] Nun, haben sie Mitleiden mit ihrem Sohne! ich küsse ihnen 1000mal die hände und bin Ewig dero gehorsamster Sohn W:A: Mozart“ (III, 182). Eine Woche später beteuert Mozart gegenüber seinem Vater nochmals redensartlich, dass er in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahr durchaus in der Lage ist, eine gute Wahl zu treffen: „nachdem wie ich ihnen mein Mädchen geschildert habe, mir selbe als frau sehr gut zu statten kommen wird. denn wie ich sie ihnen beschrieben, so ist sie – um kein haar besser, noch schlechter“ (III, 185).

Trotzdem muss es zwischen den beiden Liebesleuten im folgenden Frühjahr zu einer Verstimmung gekommen sein, denn am 29. April 1782 schreibt Mozart folgende Zeilen an Konstanze, worin er die seit dem Mittelalter überlieferte Redensart „jmd. einen Korb geben“ auf sein Schicksal anwendet und dann um ihre weitere Liebe fleht. Er verwendet auch noch den weiteren Somatismus „jmd. etwas ins Gesicht sagen,“ um dadurch die Direktheit der volkstümlich ausgedrückten Abweisung hervorzuheben:

liebste, beste freundin! –

diesen namen werden sie mir ja doch noch wohl erlauben daß ich ihnen geben darf? – so sehr werden Sie mich Ja doch nicht hassen, daß ich nicht mehr ihr freund seyn darf, und sie – nicht mehr meine freundin seyn werden? – und – wenn sie es auch nicht mehr seyn wollen, so können sie es mir doch nicht verbieten, gut für sie, meine freundin, zu denken, wie ich es nun schon gewohnt bin. – überlegen sie wohl, was sie heute zu mir gesagt haben. – sie haben mir, | : ohngeacht allen meinen bitten : | 3 mal den korb gegeben, und mir gerade ins gesicht gesagt, daß sie mit mir nichts mehr zu thun haben wollten. – ich, dem es nicht so gleichgültig ist, wie ihnen, den geliebten gegenstand zu verlieren, bin nicht so hitzig, unüberlegt, und unvernünftig den korb – anzunehmen. – zu diesem schritte – liebe ich sie zu sehr. – Ich bitte sie also noch einmal die ursache dieses ganzen Verdrusses wohl zu überlegen und zu bedenken. (III, 205-206)

Wo ist hier der alte Hanswurst, Clown oder Narr Wolfgang Amadeus? Man spürt rein nichts mehr von seinem Humor geschweige denn dem Anal- und Fäkalhumor der Bäsle-Briefe. Aus dem tändelnden Spaß mit der Base ist nun liebevoller Ernst geworden, und der Korb ist nicht mehr nur Metapher, sondern beängstigende Realität.

Später, nach der Hochzeit am 4. August 1782, schreibt Mozart dann zärtliche Briefe an seine Gattin, worin er ihr immer wieder seine getreue Liebe versichert. Wiederholt greift er zu den volkstümlichen Liebesformeln „Liebst du mich, so lieb ich dich“ und „Denk an mich, wie ich an dich,“ die er in verschiedenen Varianten in seine Texte einbaut.<sup>41</sup> Im folgenden kurzen Brief vom 8. April 1789 lässt er seine Frau aus Budwitz wissen, wie sehr er unter der ständigen Trennung von ihr und dem Sohn Karl leidet. Fatalistisch fügt er dabei das die Unabänderlichkeit dieser Situation erläuternde Sprichwort „Was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern“ hinzu:

Liebstes Weibchen!

[...] Wie geht es Dir? – Denkst Du wohl so oft auf mich, wie ich auf Dich? – alle Augenblicke betrachte ich Dein Portrait – und weine – halb aus Freude, halb aus Leide! – erhalt mir Deine mir so werthe Gesundheit und lebe wohl, Liebe! – Habe keine Sorgen meinethwegen, denn auf dieser Reise weiß ich nichts von Ungemach – von Verdrüßlichkeit – nichts außer Deiner *Abwesenheit* – welches, da es nun nicht anderst seyn kann, nicht zu ändern ist; – mit thränenden Augen schreibe ich dieses; [...] adieu – ich küsse Dich Millionen mal auf das zärtlichste und bin ewig Dein bis an Tod getreuester stu – stu – Mozart.

Küsse Karl in meinem Namen. (IV, 79)

Das ist ein von echten Gefühlen getragener Brief an die geliebte Frau in der Ferne. Freilich fehlt es in diesen Briefen an Konstanze nicht völlig an Humor, wo dann auch eine spielerische Analkomik aufkommt. In einem Brief vom 19. Mai 1789 aus Berlin drückt Mozart damit seine berechtigte Vorfreude auf die Heimkehr aus: „ich bin so froh wenn ich einmal wieder bey Dir bin, meine Liebe! – Das erste aber ist, daß ich Dich bey dem Schopf nehme; wie kannst Du denn glauben, ja nur vermuthen, daß ich Dich vergessen hätte? – Wie würde mir das möglich seyn? – für diese Vermuthung sollst Du gleich die erste Nacht einen derben Schilling auf Deinen lebens=küßenswürdigen Aerschgen haben, zähle nur darauf“ (IV, 88). Das ist alles als zärtliches Liebesgeplänkel zu verstehen, ebenso wie das sprachliche Spiel zwischen zwei Verliebten in jungen Jahren. Kein Wunder, dass Mozart in seinem

Schreiben vom 30. September 1790 aus Frankfurt ganz schlicht und redensartlich schreibt: „ich freue mich wie ein kind wieder zu dir zurück“ (IV, 114). Und doch kann und muss Mozart auch realistisch sein, denn neben die Liebe tritt immer wieder die miserable finanzielle Situation der Familie Mozart trotz des künstlerischen Ruhms Wolfgangs. So schreibt Mozart eine Woche später aus Frankfurt diese kurzen Zeilen, die durch die Redensart „ein Pfennigfuchser sein“<sup>42</sup> Bände sprechen: „berühmt, bewundert und beliebt bin ich hier gewis; übrigens sind die leute aber hier noch mehr Pfening=fuchser als in Wienn“ (IV, 117).

Und doch gibt es einen Brief vom 6. Juni 1791 aus Wien an Konstanze, die sich in Baden bei Wien zur Kur aufhält, worin Mozart Erotisches und Anales verbindet. Ein halbes Jahr vor seinem Tod versucht sich Mozart hier noch einmal in einer spielerischen Rolle. Doch wird das skatologische Vokabular in dem derben Sprichwort „Wer viel frißt, muß auch viel scheißen“ nur noch durch Punkte angedeutet und selbst das wird zurückgenommen. Was genau Mozart mit dem „Plumpi-Strumpi“ im Sinn hatte, ist nicht ganz klar, doch dürfte Alan Dundes wohl recht damit haben, wenn er es mit Wörtern wie Plumpsklo und Plumpsdingsbums in Verbindung setzt.<sup>43</sup> Aber im Vergleich zu den Bäsle-Briefen ist all dies weniger überzeugend, was jedoch das Bild der herumschwirrenden Küsse als bildhaftes Liebesspiel nicht schmälert:

mich freuet es daß du guten Apetit hast – wer aber viel frisst, muß auch viel sch....? – Nein, viel gehen wollt' ich sagen. – doch ist es mir lieb wenn du *grosse Spatziergänge* nicht ohne mich machest. – Thue nur alles was ich dir rathe, es ist gewis vom Herzen gemeint. adieu – liebe – einzige! – fang du auch auf in der luft – es fliegen 2999 und ein ½ bussel von mir, die aufs aufschnapen warten. – Nun sag ich dir etwas ins ohr. – – – – du nun mir. – – nun machen wir das Maul auf und zu – – immer mehr – und mehr – endlich sagen wir; – es ist wegen Plumpi–Strumpi – – du kannst dir nun dabey denken was du willst. – das ist ben die Comoditet. – adieu – 1000 zärtliche küsse Ewig Dein Mozart. (IV, 134-135)

Doch knapp einen Monat später schreibt Mozart dann erneut an seine Frau in Baden bei Wien, aber dieses Mal ist es ein Brief von fünf prosaischen Zeilen, worin selbst die sonst mit so viel Temperament angewendete Redensart „Leck mich am (im) Arsch“ fad wirkt: „Hier sind 25 fl: – mache im Baade deine Richtigkeit – wenn ich dann komme, machen wir sie im ganzen. Süssmayer soll mir N<sup>o</sup>: 4 und 5 von meiner schrift schicken – auch was ich

sonst begehrt habe, und soll mich im Arsch lecken“ (IV,146). Übrigens wundert man sich, dass Mozart in all seinen Briefen nicht einmal das Sprichwort „Geld regiert die Welt“ benutzt hat!

Ärger und Frustration hat Mozart zeit seines Lebens trotz seines großen Erfolgs erleben müssen. Um sich in seinen Briefen Luft zu machen, greift er des öfteren auf sprichwörtliche Redensarten zurück, deren bildhafte Ausdruckskraft seine Ausführungen emotionalisieren. So beginnt er einen Brief vom 7. Januar 1770 an die Schwester mit der heute veralteten Redensart „mit jmd. einen Span haben“,<sup>44</sup> um seinen Ärger darüber auszudrücken, dass er so lange nichts von ihr gehört hat. Das gelungene Wortspiel „spanlängen“ fügt allerdings ein bisschen Humor hinzu, denn so richtig böse kann der Bruder seiner lieben Schwester nicht sein: „Einen spanlängen habe ich gehabt, weil ich so lang auf eine antwort vergebens gewartet habe, ich hatte auch ursache, weil ich deinen brief vom 1 ten nicht empfangen habe“ (I, 301). Das zeigt erneut, wie sehr Mozart in seinen Briefen mit Kontrasten arbeitet, die sein gespaltenes Wesen widerspiegeln.

Das ist ebenfalls in einem Brief vom 29. Mai 1778 an den Vater und die Schwester zu erkennen, wo die Redensart „es ist weder gehauen noch gestochen“ auf innere Konflikte bezogen wird. Das Bild der Redensart stammt aus der Fechtersprache,<sup>45</sup> und so deutet Mozart metaphorisch auf seine inneren Kämpfe hin:

Ich befinde mich gott lob und danck so ganz erträglich; übrigens weis ich aber oft nicht, ist es gehauet oder gestochen – – mir ist weder kalt noch warm – finde an nichts viell freude; was mich aber am meisten aufricht, und guts Muths erhält, ist der gedanke, daß sie, liebster Papa, und meine liebe schwester, sich gut befinden – daß ich ein Ehrlicher Teütscher bin, – und daß ich, wenn ich schon allzeit nicht reden darf – doch wenigstens denken darf was ich will. das ist aber auch das einzige. (II, 368)

Hier fehlt eigentlich nur noch das geläufige Sprichwort „Die Gedanken sind frei!“ Dass es dem jungen Mozart in Paris nicht besonders gut geht, zeigt selbstverständlich auch die eingangs zitierte Redensart „Gott sei Lob und Dank“, die durch den Zusatz „sich so ganz erträglich befinden“ kontrastiv abgeschwächt wird.

Oft beziehen sich Redensarten ganz natürlich auf die Beschwerlichkeiten der langwierigen Reisen, die Mozart in unbequemen Postkutschen von einem Ort zum anderen auf Europas holprigen Straßen unternahm. Aufschlussreich ist etwa folgender Briefbeginn vom 8. November 1780, wo der sprichwörtliche Vergleich „hart wie Stein“ die Reises Strapazen bestens umschreibt:

Glücklich und vergnügt war meine Ankunft [in München]! – glücklich, weil uns auf der Reise nichts widriges zugestossen, und vergnügt, weil wir kaum den Augenblick, an ort und Ende zu kommen, erwarten konnten, wegen der obwohl kurzen doch sehr beschwerlichen Reise; – denn, ich versichere Sie, daß keinem von uns möglich war nur eine Minute die Nacht durch zu schlaffen – dieser Wagen stößt einem doch die Seele heraus! – und die Sitze! – hart wie stein! – von Wasserburg aus glaubte ich in der that meinen Hintern nicht ganz nach München bringen zu können! – er war ganz schwierig [schwierig?] – und vermuthlich feüer Roth – zwey ganze Posten fuhr ich die Hände auf dem Polster gestützt, und den Hintern in lüften haltend – – doch genug davon, das ist nun schon vorbei! – aber zur Regel wird es mir seyn, lieber zu fus zu gehen, als in einem Postwagen zu fahren. (III, 12-13)

Selbstverständlich aber blieb Mozart nichts anderes übrig, als den Postwagen immer wieder zu benutzen, wie aus einem weiteren Brief an den Vater vom 17. März 1781 auf etwas drastischere Weise hervorgeht. Der Brief beginnt nochmals mit der Beschwörungsformel „Gott sei Lob und Dank“ und spricht dann statt vom „Hintern“ volkssprachlich und direkt vom „Arsch“, wobei der volkstümliche Vergleich „müde wie ein Hund sein“ diesen beschwerlichen Reisebericht zusätzlich emotionalisiert:

Gestern als den 16:<sup>ten</sup> bin ich gott lob und dank ganz Mutter seeliger allein in einer Post=chaise hier [in Wien] angekommen; – die stund hätte ich bald vergessen – Morgens um 9 uhr; – bis Unter=Haag bin ich mit dem PostWagen gefahren – da hat mich aber mein Arsch und das Jenige woran er henkt, so gebrennt, daß ich es ohnmöglich hätte aushalten können – [...] mithin muste ich per extra poste gehen – kamm donnerstag den 15:<sup>ten</sup> müde wie ein Hund abends 7 uhr in St: Pölten an – legte mich bis 2 uhr Nachts schlafen, und fuhr dann gerade bis nach Wienn. (III, 93-94)

Doch seien nun noch einige weitere nur kurz zitierte Belege aufgeführt, die erkennen lassen, wie schnell Mozart zur redensartlichen Sprache greift, um sich gefühlvoll und ehrlich über Ärgernisse und Sorgen auszulassen. Man

erkennt an solchen Briefstellen immer wieder, dass Mozart seine Korrespondenz als privat betrachtete und gewiss nicht darauf spekulierte, dass sie eines Tages veröffentlicht werden sollte:

der Raaff ist der beste, Ehrlichste Mann von der Welt, aber – auf den Alten schlendrian versessen – das man blut dabey schwitzen möchte; [...] mit dem Quartett habe [ich] izt eine Noth mit ihm gehabt. (III, 72)

Ich bin noch ganz voll der Galle! – und sie, als mein bester, liebster vatter, sind es gewis mit mir. – man hat so lange meine Gedult geprüft – endlich hat sie aber doch gescheitert. (III, 110)

man konnte nicht zu rede kommen, daß gieng fort wie ein feuer – ich hörte alles gelassen an – er lügte mir ins gesicht. (III, 111)

Er ist der beste Mann von der Welt – Nur gar zu gut; denn, seine frau, die dummste und Närrische schwätzerin von der Welt, hat die hosen [an]. so, daß wenn sie spricht, er sich kein Wort zu sagen trauet; er hat mich, da wir öfters zusamm spatzie=ren gegangen gebeten, ich möchte in seiner frauen Gegenwart nichts sagen, daß wir einen fiacre genommen, oder Bier getrunken haben. – Nun, zu so einem Mann kann ich ohnmöglich vertrauen haben. (III, 150-151)

bey gott, andern leuten gieb ich nicht fingerlang rechenschaft von meinen thun und lassen, und sollte es der kayser seyn. (III, 155)

Nun sitze ich wie der Haaß im Pfeffer<sup>46</sup> – über 3 wochen ist schon der Erste Ackt fertig – eine aria im 2:<sup>ten</sup> Ackt, und das Saufduett | : per li Sig:<sup>ri</sup> vieneri : | welches in nichts als in *meinem* türkischen Zapfenstreich besteht : | ist schon fertig; – mehr kann ich aber nicht davon machen – weil izt die ganze geschichte umgestürzt wird – und zwar auf mein verlangen. (III, 163)

dermalen muß ich wirklich auch die Zeit stehlen, um sie nicht zu lange auf einen Brief warten zu lassen. – denn Morgen ist unsere Erste Musick im au=garten. (III, 209)

wenn sie das foppen nennen wollen, was wirkliche hindernüsse ist, so kann ich es ihnen nicht verwehren; – man kann Jede sache bey einem falschen Nammen nennen, wenn es einem beliebt – ob es aber recht ist? – das ist eine andere frage. (III, 279)

Das sind alles Stellen aus Briefen an den Vater, die mehr oder weniger auf Mozarts problematisches und gehetztes Dasein hinweisen. Spezifisch um fortwährende Geldsorgen geht es dagegen in mehreren Briefen aus den späten achtziger Jahren an den Freund Michael Puchberg in Wien. Sehr direkt wird in dem Schreiben vom 17. Juni 1788 um finanzielle Unterstützung gebeten, wobei die hinzugefügte sprichwörtliche Redensart „jmd. auf Acker und Pflug helfen“ sagen will, dass dieser Geldvorschuss ihn zu weiterem Broterwerb für Frau und Kind befähigen würde: „Wenn Sie die liebe und freundschaft für mich haben wollten, mich auf 1 oder 2 Jahre, mit 1 oder 2 tausend gulden gegen gebührenden Intereßen zu unterstützen, so würden sie mir auf acker und Pflug helfen! – Sie werden gewis selbst *sicher* und *wahr* finden, daß es übel, Ja ohnmöglich zu leben sey, wenn man von Einnahme zu Einnahme warten muß! – wenn man nicht einen gewissen, wenigstens *den nöthigen vorath* hat, so ist es nicht möglich in ordnung zu kommen. – mit nichts macht man nichts“ (IV, 65-66). Das Sprichwort am Ende unterstreicht nochmals, dass aus nichts wirklich nichts werden kann. Doch wie erschütternd ist schließlich noch folgende auf zwei somatischen Redensarten aufgebaute Aussage vom 12. Juli 1789 an diesen Freund als Beginn einer verzweifelten Bitte um Geld:

Gott! ich bin in einer Lage, die ich meinem ärgsten Feinde nicht wünsche; und wenn Sie bester Freund und Bruder mich verlassen, so bin ich *unglücklicher und undschuldigerweise* sammt meiner armen kranken Frau und Kind ver=lohren. – Schon letzts als ich bei Ihnen war wollte ich mein Herz ausleeren – allein ich hatte das Herz nicht! – und hätte es noch nicht – nur zitternd wage ich es schriftlich – würde es auch schriftlich nicht wagen – wenn ich nicht wüßte, daß Sie mich kennen, meine Umstände wissen und von meiner Unschuld, meine unglückseelige, höchst traurige Laage betreffend, gänzlich überzeugt sind. O Gott! anstatt Danksagungen komme ich mit neuen Bitten! (IV, 92)

In seinem undatierten Gedicht „Der kunstreiche Hund“ steht die Zeile „Das Sprichwort sagt: Ja, nach und nach kommt man weit“ (IV, 164), doch diese Weisheit hat sich mit Bezug auf die finanzielle Situation Mozarts nicht bewahrheitet. Vielmehr scheint folgender Auszug aus einem Brief vom 29. Juli 1778 an Fridolin Weber bereits das spätere Schicksal Mozarts anzudeuten. Hier greift Mozart zu einer Redensart und einem Sprichwort, um einem Freund über finanzielle Nöte hinwegzuhelfen. Allerdings weiß er schon zu



dieser Zeit nur allzu gut, dass Worte statt Taten (zum Beispiel finanzielle Unterstützung) kaum helfen können. Es braucht, wie Mozart verschiedentlich redensartlich ausdrückt, „Rat und Tat“ (vgl. IV, 69 und IV, 95):

inzwischen wünsche ich [..., dass] ihre schulden gänzlich bezahlt würden, damit sie doch alle ein wenig besser luft schöpfen könnten – es würde endlich mit der zeit schon besser werden – wo nicht? – so steht mann doch so gut, daß man gedult haben – die Zeit abwarten, und sich folglich *wo anders* in bessere umstände setzen kann; – freünd, hätte ich das geld, was mancher, der es nicht so verdient, so Elendig verschwendet; hätte ich es! – O, mit wie viell freüden wollte ich ihnen helfen! – aber leider; wer kann, der will nicht, und wer will, der kann nicht! (II, 414)

Eigentlich heißt das Sprichwort positiv „Wer kann, der will, und wer will, der kann auch“.<sup>47</sup> aber Mozart kehrt es geschickt um, um die Unmenschlichkeit seiner Mitmenschen anzuprangern. Das ist in seinem Ernst weit entfernt von dem Spiel mit dem Sprichwort „Wen es beißt, der kratze sich“, womit Mozart seinen Brief vom 18. Dezember 1772 an die Schwester mit Witz und Humor abschloss: „bitte, bitte, meine liebe Schwester, mich beißts, krazte mich“ (I, 469). Eine Variante von diesem Sprichwort heißt bekanntlich direkter „Was einen nicht beißt, muß man nicht kratzen“. Die Gefahr an dieser Volksweisheit liegt selbstverständlich darin, es so anzuwenden, dass man damit das eigene Desinteresse an der Not und dem Schicksal anderer Menschen entschuldigt.

Schon am 2. Oktober 1777 hat Mozart dies in einem der vielen Briefe an den Vater in aller Kürze sprichwörtlich umrissen: „reden läst sich viell“ (II, 30); doch vor allem kommt es auf das Handeln an. Das aber bedeutet für Wolfgang Amadeus Mozart künstlerisches Schaffen. Die Arbeitsethik hatte er vom Vater gelernt, wie er in einer sprichwörtlichen Aussage vom 7. März 1778 auf rührende Weise zugibt: „sie sind halt in allen sachen accurat. nach gott kommt gleich der Papa; das war als ein kind mein wahlpruch oder axioma, und bey dem bleib ich auch noch. sie haben freylich recht wenn sie sagen: lernts was, so könnts was. übrigens, ausser ihrer Mühe und viellen gängen, darf ihnen nichts reüen“ (II, 318). Auch Fleiß gehört natürlich dazu, denn schließlich heißt es schon im Sprichwort überzeugend „der Müssiggang ist der anfang aller laster“ (II, 396). Und es kommen auch immer wieder die alltäglichen Schwierigkeiten hinzu, wie Mozart in einem Brief vom 27. August 1778 an Vater und Schwester feststellt: „ich bin gott lob und danck gesund – ich hoffe sie werden es beyde auch seyn – haben sie gedult – es geht alles

sehr langsam – man muß sich freünde machen – franckreich ist auch wie Teütschland – man speist die leüte mit lobs=erhebungen ab – allein – es ist doch hofnung daß man dadurch sein glück machen kann“ (II, 459). Trotz redensartlicher Abspeisung besteht für Mozart stets die Hoffnung, doch irgendwie sein sprichwörtliches „Glück zu machen“. Diese bestimmte Redensart wiederholt er knapp drei Jahre später in einem weiteren Brief an den Vater vom 11. April 1781: „ich hoffe nächsten Posttag zu lesen, ob ich noch ferners in salz=burg meine jungen jahre und mein talent vergraben solle; – oder ob ich mein Glück, wenn ich es machen kann, machen darf. – oder warten soll bis es zu späth ist. – in vierzehn tägen oder 3 wochen kann ich es [in Wien] freylich nicht machen, so wenig als in salzburg in tausend jahren“ (III, 105-106). Doch ist er absolut bereit dazu, sich selbst zu seinem Glück zu verhelfen, und zwar mit solchen Sprichwörtern wie „es ist keine Regul ohne ausnahme“ (II, 222), „man muß aus der Noth eine tugend machen“ (III, 90), „man muß sich behelfen wie man kann“ (III, 90) und „mit schaden wird man Witzig“ (III, 103). An den Vater schreibt er am 22. Dezember 1781 voller Zuversicht aus Wien: „Mein liebster, bester vater. – sie werden sehen, daß es mir nach und nach immer besser gehen wird. was nützt der entsezliche lärm – das geschwinde glück – es ist von keiner dauer. – *chì v` piano v` sano*. – man muß sich halt nach der decke strecken“ (III, 188). In der Tat hat das Sprichwort „Das Glück ist unbeständig“ mit seinen vielen Varianten seine Geltung, und so wird das Sprichwort „Man muß sich nach der Decke strecken“ zum Wahlspruch für Mozart schlechthin. Hinzu kommt noch das beruhigende italienische Sprichwort „*Chì v` piano v` sano*“ (Wer langsam geht, geht gesund). Natürlich ist das Komponieren selbst für dieses Genie mit Schwierigkeiten und Unterbrechungen in der Schaffenskraft verbunden. In zwei Briefen an den Vater greift er zu verwandten Sprichwörtern um die Verben „sein“ und „können“, um seine Frustration auszusprechen. Am 14. Februar 1778 heißt es aus Mannheim selbstbekennd und einsichtsvoll:

daß ich es [mehrere Musikstücke] nicht hab fertig machen können, ist ganz natürlich. ich habe hier keine ruhige stund. ich kann nichts schreiben, als nachts; mithin kann ich auch nicht früh aufstehen. zu allen zeiten ist man auch nicht aufgelegt zum arbeiten. hinschmieren könnte ich freylich den ganzen tag fort; aber so eine sach kommt in die welt hinaus, und da will ich halt daß ich mich nicht schämen darf, wenn mein Namm drauf steht. dann bin ich auch, wie sie wissen, gleich stoff wenn ich immer für ein instrument | : das ich nicht leiden kan : | schreiben soll. mithin habe ich zu zeiten um abzuwechseln was anders gemacht, als Clavier duetti mit violin, und auch

etwas an der Messe, ietzt seze ich mich aber in allen ernst über die Clavier duetten, damit ich sie stechen lassen kann; wenn nur der Chur=fürst hier wäre, so machete ich geschwind die Messe aus. was aber nicht ist, das ist nicht. (II, 281)

Seine strenge künstlerische Arbeitsethik verbietet es Mozart, irgendetwas auf das Notenpapier hinzuschmieren. In dem Brief vom 31. Juli 1782 aus Wien wiederholt Mozart diese Gedankengänge, indem er mit einem rechtfertigenden Sprichwort beginnt:

Sie sehen daß der Willen gut ist; allein wenn mann nicht kann, so kann man nicht! – ich mag nichts hinschmieren. – ich kann ihnen also erst künftigen Postag die ganze Sinphonie schicken. – ich hätte ihnen das letzte Stück schicken können, aber ich will lieber alles zusamm nehmen, so kostet es ein geld; – das überschickte hat mich ohnehin schon 3 gulden gekostet. – (III, 216)

Immer wieder spielt das leidige Geld in all diese Überlegungen und Spekulationen mit hinein. Doch das gilt auch für Gott, dem Mozart nach allen Anstrengungen sein Lebensschicksal in die Hände legt. So greift er in einem frühen Brief an den Vater vom 26. November 1777 zwar zu dem fatalistischen Sprichwort „Was geschehen wird, das wissen wir nicht,“ doch setzt er dieser Weisheit sogleich das Gott vertrauende Sprichwort „Was Gott will, das geschieht“ entgegen: „Nun lassen wir das, wie es ist, und wie es seyn wird; was nuzen doch die überflüssige speculationen, was geschehen wird, wissen wir doch nicht, doch – – wir wissen es! – – was gott will“ (II, 146). Knapp zwei Wochen später heißt es am 6. Dezember 1777 durchaus zuversichtlich erneut redensartlich: „übrigens mag es gehen wie es will, so kann es nie übel seyn, wenn es nach dem willen gottes geht; und dies ist mein alltägliche bitte, daß es so gehen möchte“ (II, 170). Am 3. Juli 1778 schreibt er dann aus Paris an Vater und Schwester folgende Zeilen, um sie von der schweren Erkrankung der Mutter (sie stirbt an eben diesem Tag) zu benachrichtigen:

man giebt mir hofnung; ich habe aber nicht viell – ich bin nun schon lange Tag und nacht zwischen forcht und hofnung – ich habe mich aber ganz in willen gottes gegeben – und hoffe sie und meine liebe schwester werden es auch thun; was ist denn sonst für ein Mittel um ruhig zu seyn? – ruhiger, sage ich, denn ganz kann man es nicht seyn; – ich bin getröstet, es mag ausfallen wie es will – weil ich weis daß es gott, der alles | wens uns noch so quer vorkömmt | zu unsern besten an=ordnet, so haben will; denn ich glaube |

und dieses lasse ich mir nicht aus=reden | daß kein Doctor, kein mensch,  
kein unglück, kein zufall, einem menschen das leben geben, noch nehmen  
kann, sondern gott allein. (II, 387)

Das Sprichwort „Gott wird alles zum besten richten (wenden)“ verstärkt die redensartliche Aussage der Hingabe an den Willen Gottes. Und nachdem die geliebte Mutter verstorben ist, schreibt der Sohn am 18. Juli 1778 gottergeben und zuversichtlich, dass sich das sprichwörtliche Blatt nun auch für ihn zum Positiven wenden müsste. Er hofft „sein Glück machen zu können“ (II, 408), indem er aus Paris nach Hause zurückkehrt:

ich wünsche daß es gut ausfällt – damit ich bald das glück habe meinen lieben vatter und liebe schwester zu umarmen, o wie werden wir so lustig und zufrieden miteinander leben – Ich bitte aus allen meinen kräften gott um diese gnade! – das blatt muß sich ja doch einmahl wenden! – wills gott – unterdessen, in der süßen hofnung, das wir noch einmahl, je eher je lieber, alle vergnügt seyn können, will ich mein leben, welches *hier* meinem genie – lust – wissenschaft und freude ganz entgegen ist, in gottesnamen fortführen – es ist gewis wahr, seyen sie dessen nur versichert – ich schreibe ihnen nichts als die wahrheit – wenn ich ihnen die ursachen alle schreiben wollte, so würde ich mir die finger krumm schreiben – und würde mir zu nichts helfen – denn izt bin ich einmahl hier – und da muß ich thun was in meinen kräften ist – gott gebe nur daß ich mein talent dadurch nicht verderbe – ich hoffe aber es wird so lange nicht dauern – gott geb es. (II, 408-409)

Mit der volkssprachlichen Formel „Gott geb es“ übergibt Mozart sich in Gottes Hände und akzeptiert das schwere und doch außerordentliche Künstlerschicksal, das Gott ihm auferlegt. In dem nun folgenden letzten erschütternden und dennoch aufrichtenden Briefzitat vom 4. April 1787 hat Wolfgang Amadeus Mozart seinem Vater von Wien aus seine fatalistische Akzeptierung seiner göttlichen Berufung zum Künstler dargelegt:

Nun höre [ich] aber daß sie wirklich krank seyen! wie sehnlich ich einer Tröstenden Nachricht von ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich ihnen doch wohl nicht zu sagen; und ich hoffe es auch gewis – obwohlen ich es mir zur gewohnheit gemacht habe mir in allen Dingen das schlimm=ste vorzustellen – da der Tod | : genau zu nemmen : | der wahre Endzweck unsers lebens ist, so habe ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren, besten freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel

beruhigendes und tröstendes! und ich danke meinem gott, daß er mir das glück gegönnt hat mir die gelegenheit | : sie verstehen mich : | zu verschaffen, ihn als den *schlüssel* zu unserer wahren Glückseeligkeit kennen zu lernen. – ich lege mich nie zu bette ohne zu bedenken, daß ich vielleicht | : so Jung als ich bin : | den andern Tag nicht mehr seyn werde – und es wird doch kein Mensch von allen die mich kennen sag'n können daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre – und für diese glückseeligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mitmenschen. (IV, 41)

Noch einmal greift der begnadete Künstler hier zu einer somatischen Redensart, um bei diesen prophetischen Gedanken bereits an seine bleibende Hinterlassenschaft hier auf Erden anzuspielen. Den Tod immer vor Augen, doch mit der Zuversicht, die ihm sein Glauben an Gott verleiht, spricht er von der „Glückseligkeit“, die ihm sein Gott gegebenes Künstlertum verleiht. Und so, sprichwörtlich ausgedrückt, wünscht er eben diese Glückseligkeit von ganzem Herzen jedem seiner Mitmenschen und Nachkommen. Sie offenbart sich uns heute durch seine fortdauernde Sprache der Musik, die wie volkstümliche Sprichwörter und Redensarten zum Allgemeingut aller Menschen gehört. So wie die volkssprachlichen Briefe Mozarts uns einen Schlüssel zu seinem Leben bieten, so ist seine Musik ein Schlüssel zur menschlichen Glückseligkeit.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Beide Sammlungen sind als Nachdruck erschienen; vgl. Joachim Christian Blum, Deutsches Sprichwörterbuch (Leipzig: Weygand, 1780 und 1782; Nachdruck hrsg. von Wolfgang Mieder. Hildesheim: Georg Olms, 1990); und Johann Jacob Heinrich Bücking, Versuch einer medicinischen und physikalischen Erklärung deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten (Stendal: Franzen und Grosse, 1797; Nachdruck Leipzig: Zentralantiquariat der DDR, 1976).

<sup>2</sup> Vgl. Johann Christoph Gottsched, Von den Kern- und Gleichnißreden, imgleichen den Sprichwörtern der deutschen Sprache, in: J.Ch. Gottsched, Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, 5. Auflage (Leipzig: Breitkopf, 1762; Nachdruck hrsg. von Monika Rössing-Hager. Hildesheim: Georg Olms, 1970), S. 538-558 (XII. Hauptstück). Vgl. auch Wolfgang Mieder, Die Einstellung der Grammatiker Schottelius und Gottsched zum Sprichwort, in: Sprachspiegel 38 (1982), S. 70-75.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Friedrich Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde (München: C.H. Beck, 1922; Nachdruck München: C.H. Beck, 1967), S. 138-142; Lutz Röhrich und Wolfgang Mieder, Sprichwort (Stuttgart: Metzler, 1977), S. 34; und Wolfgang Mieder, Geschichte des

Sprichwortes und der Redensart im Deutschen, in: *Proverbium* 13 (1996), S. 235-252 (hier S. 242-244).

<sup>4</sup> Etliche Spezialuntersuchungen liegen vor zu diesen und anderen Autoren des 18. Jahrhunderts; vgl. Wolfgang Mieder und George B. Bryan, *Proverbs in World Literature: A Bibliography* (New York: Peter Lang, 1996).

<sup>5</sup> Alle Briefbelege werden zitiert aus Mozart. Briefe und Aufzeichnungen, hrsg. von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch. 7 Bde. (Kassel: Bärenreiter, 1962-1975). Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Band- und die arabischen Zahlen auf die betreffenden Seitenzahlen. Die äußerst unregelmäßige Rechtschreibung Mozarts wird in allen Briefzitate beibehalten. Wo eine Reihe von Briefbelegen als Gruppe zitiert wird, sind diese chronologisch angeordnet.

<sup>6</sup> Zitiert aus der Einleitung zu: Die Briefe W.A. Mozarts und seiner Familie, hrsg. von Ludwig Schiedermair, 5 Bde. (München: Georg Müller, 1914), Bd. 1, S. XXVI.

<sup>7</sup> Vgl. Hans Schemann, *Deutsche Idiomatik. Die deutschen Redewendungen im Kontext* (Stuttgart: Ernst Klett, 1993), S. 280.

<sup>8</sup> Renate Bebermeyer, Mozarts Sprache. Zum 200. Todestag Wolfgang Amadeus Mozarts (27.1.1756–5.12.1791), in: *Sprachspiegel* 47 (1991), S. 129-134 (hier S. 130).

<sup>9</sup> Vgl. Irma Voser-Hoesli, W.A. Mozarts Briefe. Stilkritische Untersuchung (Luzern: Keller, 1948), S. 65-66.

<sup>10</sup> Zu Voltaires sprichwörtlichem Briefstil vgl. Daniel Calvez, *Le langage proverbial de Voltaire dans sa correspondance (1704–1769)*, (New York: Peter Lang, 1989).

<sup>11</sup> Vgl. hierzu auch die Aussage: „ich habe von natur aus eine schlechte schrift, das wissen sie, denn ich habe niemalen schreiben gelernt“ (II, 529).

<sup>12</sup> Vgl. Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, 3 Bde. (Freiburg: Herder, 1991–1992), Bd. 1, S. 483-484; und Joseph Heinz Eibl und Walter Senn (Hrsg.), *Mozarts Bäsle-Briefe* (Kassel: Bärenreiter, 1978), S. 69.

<sup>13</sup> Ingo Reiffenstein, Sprachvariation in den Briefen der Familie Mozart, in: *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*, hrsg. von Klaus J. Mattheier, Klaus-Peter Wegera, Walter Hoffmann, Jürgen Macha und Hans-Joachim Solms (Frankfurt am Main: Peter Lang, 1993), S. 361-381 (hier S. 373). Irma Voser-Hoesli spricht diesbezüglich von Mozart als einem „musikalischen Spieler“ mit der Sprache; vgl. das Kapitel „Spiel“ in I. Voser-Hoesli, W.A. Mozarts Briefe. Stilkritische Untersuchung, S. 11-25 (hier S. 19).

<sup>14</sup> Zum Wienerischen Hanswurst vgl. Otto Rommel, *Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys* (Wien: Anton Schroll, 1952), S. 301-311 (hier S. 302).

<sup>15</sup> Norbert Elias, Mozart. Zur Soziologie eines Genies, hrsg. von Michael Schröter (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991), S. 180.

<sup>16</sup> Beide Zitate aus Joseph Heinz Eibl und Walter Senn (Hrsg.), *Mozarts Bäsle-Briefe*, S. 105-106.

<sup>17</sup> Irma Voser-Hoesli, W.A. Mozarts Briefe. Stilkritische Untersuchung, S. 45-63 (hier S. 46).

<sup>18</sup> Vgl. Norbert Elias, Mozart. Zur Soziologie eines Genies, S. 135.

<sup>19</sup> Norbert Elias, Mozart. Zur Soziologie eines Genies, S. 136.

<sup>20</sup> Vgl. hierzu auch Joseph Heinz Eibl und Walter Senn (Hrsg.), *Mozarts Bäsle-Briefe*, S. 64-65.

<sup>21</sup> Vgl. dazu Benjamin Simkin, *Mozart's Scatological Disorder*, in: *British Medical Journal* 305 (1992), 1563-1567; und K.A. Aterman, *Should Mozart Have Been Psychoanalysed? Some Comments on Mozart's Language in His Letters*, in: *Dalhousie Review* 73 (1993), S. 175-186.

<sup>22</sup> Vgl. Alan Dundes, *Life is Like a Chicken Coop Ladder. A Study of German National Character Through Folklore* (New York: Columbia University Press, 1984; Nachdruck Detroit: Wayne State University Press, 1989), S. 65-73 (zu Mozart). Auch in deutscher Übersetzung mit dem Titel: *Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche* (Weinheim: Beltz, 1985), S. 65-71 (über Mozart).

<sup>23</sup> Vgl. dazu Paul Englisch, *Skatologische Sprichwörter*, in: P. Englisch, *Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volksleben* (Stuttgart: Julius Büttmann, 1928), S. 129-137.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Josef Zintl, *Prosodic Influences on the Meaning of 'Leck mich am Arsch' in Bavarian*, in: *Maledicta* 4 (1980), S. 91-95; und für moderne Belege Wolfgang Mieder (Hrsg.), *Verkehrte Worte. Antizitate aus Literatur und Medien* (Wiesbaden: Quelle & Meyer, 1997), S. 16-19.

<sup>25</sup> Otto Rommel, *Die Alt-Wiener Volkskomödie*, S. 301.

<sup>26</sup> Joseph Heinz Eibl und Walter Senn (Hrsg.), *Mozarts Bäsle-Briefe*, S. 59-60.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Robert L. Marshall, *Mozart Speaks. Views on Music, Musicians, and the World* (New York: Schirmer Books, 1991), S. 146-147; und Michael Ochs, *'L.m.i.a.': Mozart's Suppressed Canon Texts*, in: *Mozart-Jahrbuch* 1991, 254-261.

<sup>28</sup> Renate Bebermeyer, *Mozarts Sprache*, S. 134.

<sup>29</sup> Vgl. Karl Meier-Gesees, *Mozarts Bäsle Marianne Mozart*, in: *Neues Augsburger Mozartbuch*, hrsg. von Heinz Friedrich Deiniger (Augsburg: M. Seitz, 1962), S. 101-106 (=Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 62/63 [1962], S. 101-106).

<sup>30</sup> Robert L. Marshall, *Mozart Speaks*, S. 144.

<sup>31</sup> Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, in: *Neues Augsburger Mozartbuch*, hrsg. von Heinz Friedrich Deininger (Augsburg: M. Seitz, 1962), S. 107-189 (hier S. 111) (=Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 62/63 [1962], S. 107-189 [hier S. 111]).

<sup>32</sup> Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, S. 114-115.

<sup>33</sup> David Schroeder, *Scatology and the 'Bäsle' Letters*, in: D. Schroeder, *Mozart in Revolt. Strategies of Resistance, Mischief and Deception* (New Haven, Connecticut: Yale University Press, 1999), S. 127-140 (hier S. 133).

<sup>34</sup> Vgl. dazu Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, S. 177-189. Auf diesen Seiten handelt es sich um eine faszinierende „Musikalische Interpretation des zweiten Bäslebriefes“.

<sup>35</sup> Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, S. 126.

<sup>36</sup> Diese beiden Sprichwörter werden auch erwähnt in: Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, S. 142-143.

<sup>37</sup> Vgl. dazu Wolfgang Mieder (Hrsg.), *Verdrehte Weisheiten. Antisprichwörter aus Literatur und Medien* (Wiesbaden: Quelle & Meyer, 1998), und W. Mieder (Hrsg.), *Phrasen verdreschen. Antiredensarten aus Literatur und Medien* (Wiesbaden: Quelle & Meyer, 1999).

<sup>38</sup> Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, S. 141.

<sup>39</sup> Vgl. Karl Friedrich Wilhelm Wander, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*, 5 Bde. (Leipzig: F.A. Brockhaus, 1867-1880; Nachdruck Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1964), Bd. 3, Sp. 570, Nr. 53 und Nr. 58.

<sup>40</sup> Vgl. dazu auch Arnold Kühn, *Komik, Humor und Musikalität in Mozarts Bäslebriefen*, S. 172.

<sup>41</sup> Vgl. Belege wie etwa „und liebe mich, wie ich dich“ (II, 411), „und liebe mich so wie ich dich liebe“ (IV, 87), „liebe mich wie ich Dich“ (IV, 138), „liebe mich sowie ich dich liebe und ewig lieben werde“ (IV, 139), und „liebe mich ewig wie ich dich liebe, und sey Ewig meine stanzi Marini, wie ich ewig seyn werde dein Stu! – Knaller paller – schnip – schnap – schnur – Schnepperl. snai!“ (IV, 149). Natürlich gab es in dieser Ehe auch Probleme, worauf Mozart sprichwörtlich in einem kleinen Gedicht vom 18. August 1784 an die jung vermählte Schwester anzuspielen scheint: „doch Jede Sache hat zwei Seiten; / der Ehstand bringt zwar viele freuden, / allein auch kummer bringet er“ (III, 321).

<sup>42</sup> Zu dieser Redensart in der Bedeutung von „ein geiziger, besonders in finanziellen Angelegenheiten kleinlicher Mensch“ sein, vgl. Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 2, S. 1164.

<sup>43</sup> Vgl. Alan Dundes, *Life is Like a Chicken Coop Ladder*, S. 106; vgl. in deutscher Übersetzung auch A. Dundes, *Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche*, S. 100; und Heinz Küpper, *Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache*, 8 Bde. (Stuttgart: Ernst Klett, 1982-1984), Bd. 6, S. 2185.

<sup>44</sup> Vgl. dazu Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 3, S. 1493.

<sup>45</sup> Vgl. Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der deutschen Sprache*, Bd. 2, S. 675.

<sup>46</sup> Anspielung auf die bekannte Redensart „da liegt der Hase im Pfeffer“; vgl. dazu Lutz Röhrich, *Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 2, S. 667-668.

<sup>47</sup> Vgl. Karl Friedrich Wilhelm Wander, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*, Bd. 2, Sp. 1495, Nr. 85.

Wolfgang Mieder ist Professor of German and Folklore am Department of German and Russian der Universität Vermont in den USA.



## Fünf kurze „W“-Fragen an die Audio-Visuelle Anthropologie

Zum Stand und zu den Zukunftsaussichten einer volkskundlichen Medienarbeit

von Andreas Garitz

In der journalistischen Praxis gibt es Grundsätze. Wer sich die nicht merken kann, weiß wenigstens, in welchem Handbuch man sie findet. Das hat der Journalist mit dem Wissenschaftler gemein. Und hier wie da gibt es auch leicht zu merkende Faustregeln; bei den Journalisten zum Beispiel die mit den fünf W's. Gemeint sind damit die fünf W-Fragen, die in keiner Nachrichtenmeldung und keinem Reporterbericht fehlen sollten. *Wer, wann, wo, wie und was*. Vielleicht kommen noch *wozu* und *womit* hinzu. Diese klassischen Fragen müssen beantwortet sein, sonst bleiben beim Medienkonsumenten Fragen offen. Was eine Darstellung des derzeitigen Verhältnisses zwischen dem Fach Volkskunde und den modernen Medien betrifft, so könnte man diese W's selbstverständlich auch hier abfragen. Allerdings lassen sie sich nur halbwegs deutlich und manchmal gar nur ungenügend beantworten. Nichtsdestotrotz kann man es auf eine ganz naive und vielleicht auch ein bisschen sensationslüsterne Art und Weise versuchen, ganz so, wie man das von Medienschaffenden und ihren W-Fragen gewohnt ist.

### WAS

Die Anfänge einer zaghaften Zusammenarbeit zwischen der Volkskunde und den modernen Unterhaltungsmedien liegen weit zurück, weiter jedenfalls, als man zunächst vermuten mag. Sie liegen in einer Zeit, in der das Fernsehen noch in den Kinderschuhen steckte, der Rundfunk aber boomte und noch als sehr „wortfreundlich“ bezeichnet werden kann. Frei von den Zwangskorsetten moderner quotenorientierter Programmformate waren Textbeiträge noch nicht auf 90 Sekunden beschränkt und in endlose Werbetrailer und weichgespülte, musikalische Einheitskost verpackt. Ob volkskundliche Themen im Radio der 50er Jahre bei solch günstigen Konditionen wirklich mehr als Volkstümeleien waren und hier und da tatsächlich eine gewisse wissenschaftliche Begleitung erfahren haben, kann und soll hier nicht geklärt werden. Klar ist nur, dass schon damals einige Volkskundler um die Frage bemüht waren,

wie und zu welchen Themen man sich zu Wort melden sollte und kann. Es gab bereits erste Projekte<sup>1</sup> und dementsprechend auch erste Erfahrungen. Und schließlich kam es im österreichischen Klagenfurt im Jahre 1954 auf Einladung des Österreichischen Rundfunks zu einem Treffen zwischen rundfunkinteressierten Volkskundlern und volkskundlich interessierten Radiomachern, auch deswegen, weil sich auf der einen Seite Unzufriedenheiten mit der Oberflächlichkeit des Rundfunks und auf der anderen Seite Ängste vor dem erhobenen Zeigefinger des Wissenschaftlers angestaut hatten.<sup>2</sup> Und dieses Treffen konnte sich sogar schon auf eine gewisse Tradition berufen. Im Jahr zuvor zum Beispiel hatte es ein Arbeitstreffen zwischen dem Süddeutschen Rundfunk und dem Verband der Vereine für Volkskunde in Stuttgart gegeben, dessen Ergebnis unter anderem eine Liste war, die sowohl die Einrichtungen und Forscher der Volkskundewissenschaft als Ansprechpartner für Rundfunkredakteure, als auch die volkskundlichen Sachbearbeiter der Rundfunkanstalten (die es immerhin gab) verzeichnete. So weit, so gut. Schaut man sich nun aber den freilich schon in der Artikelüberschrift als „sehr subjektiv“ gekennzeichneten Tagungsbericht aus der Feder des Grazer Volkskundlers Leopold Kretzenbacher an, dann fällt etwas Sonderbares auf: Das, was dort diskutiert wurde, kommt einem heute, rund 50 Jahre später, recht bekannt und vertraut vor. Die hier wiedergegebenen Auseinandersetzungen könnten sich durchaus in einer ähnlichen Wortwahl auf einer Tagung im Hier und Jetzt wiederholen.

Nun geht es hier an dieser Stelle nicht um die Feststellung, die volkskundliche Forschung habe in einem bestimmten, ihr ursprünglich auch gar nicht zugedachten Bereich, den man „mediale Öffentlichkeitsarbeit“ nennen könnte, seit 50 Jahren nichts dazugelernt. Das hat sie im Tagesgeschäft der entsprechenden Landesstellen und großen Volkskundemuseen sicherlich getan. An den richtigen Stellen hält man beispielsweise entsprechende Texte für kurzfristige Anfragen der Lokalzeitung oder der heimischen Lokal- und Regionalsender in der Schublade griffbereit. Doch man muss einschränkend sagen, dass die Volkskunde wohl vor allem in einer passiven Art und Weise Fortschritte gemacht hat, sprich als Interviewpartner und Informationslieferant. Im Bereich einer aktiven Arbeit in Rundfunk und Fernsehen ist es bis heute bei sehr sporadischen Aktionen mit sehr vereinzelt auftretenden Fürsprechern ohne breitenwirksame Durchbrüche geblieben. Obwohl noch mehr und immer öfter über das Thema nachgedacht wurde, blieb doch das meiste nur graue Theorie. Das hat auch die 1965 innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ins Leben gerufene Kommission für Volkskunde

und wissenschaftlichen Film nicht großartig ändern können. Zwar gab es hier die erklärte Absicht, die Volkskunde solle das Medium Fernsehen nicht nur als zu betrachtendes Objekt, sondern auch als zu gestaltendes Subjekt in ihr Interessengebiet mit einbeziehen. Sie hatte dabei vor allem die dritten Programme und das damals geplante Universitätsfernsehen im Auge. Doch de facto blieb es (auch nach der Neugründung im Jahr 1988)<sup>3</sup> bei nur halb gelungenen Vorstößen ins Öffentliche, die sich in der Summe mit dem Satz: „Wir sind wenigstens auf dem Weg“ zusammenfassen lassen (auf die wenigen Ausnahmen kommen wir später zu sprechen).

Kein Wunder also, dass in einem Kreis von praktisch eher wenig erfahrenen Volkskundlern die inhaltlichen Positionen gegenüber Radio und Fernsehen von wiederkehrenden Meinungen und Diskussionen geprägt sind, die 50 Jahre nach Klagenfurt noch heute sehr ähnlich klingen. Die hier zum Ausdruck gebrachten Fragen, Zweifel und Bedenken sind detailgetreues Spiegelbild des tatsächlichen Fortschrittes in der Sache und zugleich selbst gewichtiger Grund genug, warum der Aufbruch in die deutschen Fernseh- und Radiogeräte noch immer erschwert ist.

Ein paar Beispiele: in Klagenfurt waren 1954 auch Tagungsteilnehmer vor Ort, die den modernen Rundfunk von vornherein als grundsätzlichen Gegner ansahen, weil der Rundfunk (genau wie der Fremdenverkehr) für die Zerstörung der „romantischen Unberührtheit des Volkes“<sup>4</sup> verantwortlich sei. Er erschaffe, transportiere und tradiere falsche Bilder und mache aus dem Volksleben eine Heimattümelei. Bis heute sind die Diskussionen um solche oder ähnliche Gefahren der medialen Berichterstattung nicht verstummt. Nicht nur bei der 1999 in Göttingen abgehaltenen Arbeitstagung „Annäherung oder Kollision - Kulturwissenschaftlicher Film und Fernsehen“ warnten diverse Diskussionsbeiträge das Auditorium vor der Sensationslüsternheit medialer Sprachformen und unterstellten dem Medienjournalismus grundsätzlich eine Verdrehung der Tatsachen zugunsten publikumswirksamer Showeffekte. Wenn solche Vorwürfe auch durchaus ihre Berechtigung haben, so sind sie natürlich Pauschalurteile. Und diese mündeten oft genug in eine ganz generelle Ablehnung gegenüber allen medialen Ausdrucksformen und werden der Tatsache nicht gerecht, dass in der Landschaft des öffentlich-rechtlichen wie privaten Rundfunks und Fernsehens in Wahrheit eine mannigfaltige Auswahl an Reportageformen in den verschiedensten Niveauabstufungen und Unterscheidungen zur Verfügung stehen könnte. Wozu aber die Ignoranz gegenüber dieser Tatsache im Extremfall führen kann, zeigen die bis heute im Grundkonzept unveränderten Handwerksfilme

des Amtes für rheinische Landeskunde. Hier wird noch immer eine „möglichst hohe und wissenschaftliche Objektivität“ angestrebt, indem man handwerkliche Techniken auf eine endlose Aneinanderreihung von unbewegt gefilmten und (oft gedoppelt) kommentierten Handgriffen reduziert, ganz so, als wolle man dem Filmzuschauer ermöglichen, gleich nach dem Film selber Bier zu brauen oder einen Karrenlastsattel zusammenzubauen. Mit solchen unansehnlichen Dokumentationsformen ist der Weg in die Öffentlichkeit bis heute verständlicherweise nicht wirklich gefunden und man sucht ihn dort auch gar nicht: hier versteht man sich eher als Dokumentarist aussterbender Handwerke und Bräuche, die es ungeachtet der Sehgewohnheiten heutiger Medienkonsumenten deskriptiv für die Nachwelt festzuhalten gilt.<sup>5</sup> Freilich blendet man dabei den einzelnen Menschen im Mittelpunkt des dargestellten Umfeldes oft genug fast völlig aus und erkennt nur die Dinge selbst, statt dass man die Motive und Handlungsweisen des Menschen durch seinen Umgang mit diesen Dingen zu ergründen sucht.

Eine andere immer wieder diskutierte Frage ist die nach der unheilvollen Wechselwirkung, mit der sich der forschende Volkskundler durch das Feedback seiner Feldbeobachtungen zum Zeugen seiner eigenen Inszenierungen macht. Schon 1954 als Problem bekannt, ist auch diese Diskussion bis heute nicht abgerissen und zum Beispiel in die Filmpraxis eines Edmund Ballhaus eingeflossen. Ballhaus versteht den Prozess des Filmens als Eingriff in das gefilmte Umfeld und glaubt, diesen Prozess deshalb im fertigen Filmprodukt auch deutlich kenntlich machen zu müssen.<sup>6</sup> Ich will an dieser Stelle keinesfalls den grundsätzlichen Sinn und Nutzen solcher Überlegungen anzweifeln. Aber wenn ein wissenschaftliches Produkt, das für die Öffentlichkeit gedacht ist, tatsächlich zwingend einer solchen Kennzeichnung bedürfte, dann müsste man auch in jedem Stadtmuseum, dass Großmutters Kochtöpfe ausstellt, den Vorgang des Sammelns selbst thematisieren. Was dort aber nur in seltenen Fällen geschieht,<sup>7</sup> scheint beim Thema Film traditionell einfach sehr viel mehr Brisanz zu besitzen. Das gilt auch, obwohl in der Fachliteratur neuerdings ein Wohlwollen gegenüber der einen oder anderen Berichterstattungs- und Dokumentationsmethode innerhalb der nichtwissenschaftlichen Dokumentarfilmszene zu spüren ist und sich die Tendenz bemerkbar macht, einen guten Teil dieser Methoden auch für den volkskundlichen Film zu entdecken.<sup>8</sup> In der Grundeinstellung bleibt es dabei, dass eine formale Annäherung an die Erzählstrukturen der Medien für die meisten deutschen Filmschaffenden unseres Faches immer noch eine mehr

oder weniger starke Anpassungs- und Kompromissbereitschaft impliziert und der Wille aufrecht erhalten wird, sich gegen die Produkte der Unterhaltungsindustrie auch weiterhin abzugrenzen.

Auch wenn es wichtig ist, dass solche Diskussionen nie ganz abreißen: daraus folgt eben auch, dass an entscheidenden Stellen des Dialogs unüberschreitbare Grenzen bestehen bleiben. Und so ist (abgesehen von den erwähnten Stimmen in der Fachliteratur) beinahe gänzlich der Versuch untersagt, die einerseits auf der medialen und andererseits auf der wissenschaftlichen Seite gesprochene Sprache wirklich einmal grundsätzlich gleichberechtigt zu behandeln. Das will heißen: es fehlt das kompromisslose Zugeständnis, dass die einfache und unmittelbare Publikumsansprache eines einfachen Fernseh- oder Radioprotagonisten nicht allein schon ihrer Herkunft wegen falscher, unmotivierter oder gar fragwürdiger sein muss, als eine vielschichtige Einbeziehung aller Strukturen und Sinnbezüge innerhalb des gefilmten Sujets. Im Extremfall heißt das, dass eine Aussage nicht allein dadurch grundsätzlich bedenklicher wird, dass sie von Günter Jauch o.ä. Vertretern der lockeren Feierabendmoderation gemacht wird. Hier gäbe es vielleicht noch ein riesiges Vokabular zu entdecken. Natürlich wird sich ein um Aufklärung bemühter Volkskundler des öfteren richtig ernsthafte Sorgen um die Vermittlungsarten und -wege medialer Inhalte machen. Wenn nämlich beispielsweise Rituale und Bräuche wie die Millenniumsfeiern zur Jahrtausendwende<sup>9</sup> oder Halloween<sup>10</sup> nicht nur eine (meist falsche und viel zu knappe) Berichterstattung erfahren, sondern hier überhaupt erst als breitenwirksames Ereignis erschaffen, populär gemacht und verbreitet werden. Wie schlimm so etwas werden kann und leider meistens auch ist, soll später noch Erwähnung finden. Zunächst einmal ist das aber nicht das Thema: Bei einer neu zu belebenden Annäherung der Volkskunde an die Unterhaltungsbranche ginge es nicht etwa um mehr Akzeptanz für die Wortverdrehungen, inhaltlichen Fehler und Missverständnisse in der tatsächlich existenten Sendelandschaft und deren böse Folgen, sondern zuerst um die Frage nach den überhaupt zur Verfügung stehenden Präsentationsformen und ihre bewusste Nutzung. Und hier scheint festzustehen, dass sich auch im Jargon der Massenmedien „echte“ Wahrheiten formulieren, Feststellungen treffen und wahre Dinge aussprechen ließen, genauso wie es ja auch möglich ist, dass streng wissenschaftlich geführte Argumentationsketten Irrtümern unterliegen. Das wären nicht

zwangsläufig Feststellungen und Dinge, denen (um auf die drastischen Worte der 50er Jahre zurückzugreifen) die Zerstörung der „romantischen Unberührtheit des Volkes“ unterstellt werden müsste.

Um es sogar ins Gegenteil zu verkehren: es wäre doch auch gar nicht so schlimm, wie der Klagenfurter Tagungsteilnehmer Leopold Kretzenbacher bemerkte, wenn man dem sogenannten „unverfälschten Volksleben“ gar keinen besonderen wissenschaftlichen Artenschutz zuteil werden ließe. Schließlich habe das Volk den Rundfunk genau wie den Tourismus schon längst für die eigenen wirtschaftlichen und politischen Interessen entdeckt und gehe damit ganz selbstbewusst und nutznießend um.<sup>11</sup> Moderne Menschen könne man nicht mehr anhand ihrer vermeintlichen Wurzeln beschreiben. Und mehr noch: Man könnte gar zu dem übertriebenen Schluss kommen, dass den Verkürzungen, Stereotypisierungen und möglichen Verdrehungen des Alltags in den Medien sogar etwas positives innewohnt: dort vorgeführte Nachrichten, Geschichten und Gerüchte regen als „Mörtel des Alltagsgetriebes“<sup>12</sup> zum diskutieren an, sind moderne Erzählstoffe und beleben das Geschäft der konkurrierenden Lebensentwürfe.<sup>13</sup> Wenn auch das jetzt ein wenig über das Ziel hinausschießt, so bleibt es dennoch bei dem, was Kretzenbacher 1954 in seinem sehr „subjektiven Tagungsbericht“ über das Klagenfurter Treffen resümierte: Dass nämlich die Medien Radio und Fernsehen mit all ihren Möglichkeiten in der Fachwelt zwar als Chance zur Vermittlung von Fachwissen wahrgenommen worden sind, diese Chancen aber in ihren tatsächlichen Möglichkeiten bislang nicht ausgelotet wurden. Sei es, dass der eine oder andere eine solche Chance gar nicht wahrhaben will und sich wie damals in Klagenfurt lieber einer Exkursion ins Kärntnerland anschließt, statt den mitgebrachten Tonband-Hörbeispielen zu lauschen.<sup>14</sup> Oder sei es, weil einer nur sehr vorsichtigen Annäherungsbereitschaft noch immer entgegensteht, dass sich, so Hermann Bausinger, „bei den Vertretern der Geisteswissenschaften an den Universitäten (...) lange Zeit die Sakrifizierung kanonischer Bildungsgüter mit traditioneller Technik-Skepsis“ paarte und es lange gedauert hat, bis die Professoren die Antennen auf ihren Dachbalkonen nicht mehr mit Grünzeug tarnten.<sup>15</sup>

Damit wäre das „Was“ umrissen: Es gibt sie, die Beziehung zwischen Medien und Volkskunde, es gibt sie aber nicht so, wie es sie geben könnte.

## WER

Freilich gab und gibt es immer aktive Volkskundler, denen bei der Verbreitung ihrer Erkenntnisse auch die Öffentlichkeit am Herzen liegt. Von der universitär arbeitenden Seite einmal abgesehen, die es immerhin bis in die Feuilletons renommierter deutscher Zeitungen geschafft hat und Erfolge wie das zigtausendmal auch in nicht fachliche Kreise verkaufte Handwörterbuch der sprichwörtlichen Redensarten eines Lutz Röhrich hervorgebracht hat. Auch in punkto audio-visuelle Medien könnte man hier einiges nennen. Zum Beispiel die jahrelange Zusammenarbeit Werner Mezgers mit dem Rundfunk in punkto Fasnachtsberichterstattung oder die gelegentlichen Fernsehauftritte verschiedener Fachvertreter in Talksendungen und Nachmittagsmagazinen, wie z.B. den von Rolf Wilhelm Brednich in Zusammenhang mit seinem Bestseller „Die Spinne in der Yucca-Palme“, um nur einen zu nennen. Es gibt einen Edmund Ballhaus am Institut für den wissenschaftlichen Film in Göttingen, der es mindestens einmal mit Eigenproduktionen bis ins Fernsehen geschafft hat und es gab mit Ingeborg Weber-Kellermann eine Marburger Professorin für europäische Ethnologie, die von 1969-1981 gemeinsam mit dem Hessischen Rundfunk insgesamt 42 Fernsehfilme realisierte.

Warum es nun bis heute trotzdem bei einem nur bruchstückhaften Engagement blieb, liegt offensichtlich an der simplen Tatsache, dass viele dieser Ansätze versiegt sind oder irgendwann fallen gelassen wurden. Als zum Beispiel Ingeborg Weber-Kellermann bei ihrer letzten Filmdokumentation über das rheinische Freilichtmuseum in Kommern zunehmend in unheilvolle Diskurse mit inzwischen nachgerückten und nicht mehr vertrauten Redakteuren und Kameralenten geriet, da war die fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Hessischen Rundfunk vorbei.<sup>16</sup> Für Weber-Kellermann, die von ihren Fachkollegen viel Kritik für ihre „populäre und damit unwissenschaftliche“ Arbeit einstecken musste,<sup>17</sup> rückte niemand nach. Und wenn Rolf Wilhelm Brednich auf dem Frankfurter Volkskundekongress 1987 die Wiederbelebung des volkskundlichen Films forderte, dann wird die zuständige Abteilung des IWF (vor allem in Person von Edmund Ballhaus) mit diesem Anspruch bis heute recht allein gelassen. Denn wenn Ballhaus trotz großer Vorbehalte für eine Zusammenarbeit mit dem Fernsehen plädiert, um zu verhindern, das bei der „Dokumentation volkskundlicher Themen (...) längst überholte wissenschaftliche Standards immer wieder reproduziert“ werden, dann ist er dabei vor allem auf sich selbst und seinen eigenen Nachwuchs angewiesen, unter

anderem deswegen, weil außer in Göttingen fast nirgends eine volkskundliche Ausbildung mit Filmabschluss angeboten wird.<sup>18</sup> Die visuelle Anthropologie ist zwar hier und da wie in Münster, München oder Mainz zu einem Teil der universitären Wissensvermittlung geworden, doch versteht sie sich im Gegensatz zur klassischen, textorientierten Ausbildung im herkömmlichen Lehrspektrum in der Regel nicht als Produzent von wissenschaftlichen Endprodukten. Die Anfertigung und Verbreitung eigener Filme ist nicht das primäre Ziel. Sie kann also nicht viel zur Förderung eines eigenen, film-schaffenden Nachwuchses beitragen, sondern höchstens eine gute Vorbereitung auf einen Job bei ganz anderen Einrichtungen sein, wie eben bei den existierenden Medien.<sup>19</sup>

Bevor nun die Frage **Wer** ganz beantwortet werden kann, müsste also erst noch geklärt werden, wer in Zukunft als medienschaffender Volkskundler überhaupt in Frage kommen könnte. Aber wenden wir uns erst einmal dem „**Warum**“ zu.

## WARUM

Will die Volkskunde überhaupt in die Medien? Ein einheitliches und ultimatives Manifest ist noch nirgends eindeutig formuliert. Auch wenn es Tagungen wie die vorangenannten gibt, bleibt es bei ziemlich verstreuten Stimmen und Forderungen.<sup>20</sup> Ansonsten scheint sich der Wissensbedarf um das mediale Gegenüber bei der Mehrzahl der Berufskollegen zumeist auf die Frage zu beschränken, wann und wo man passiv mit Anfragen aus Radio- oder Fernsehredaktionen konfrontiert werden könnte und was man in solchen Fällen wissen und tun sollte. Dass das aber vielleicht nicht reicht und auch gewaltig schief gehen kann, weiß wahrscheinlich jeder Volkskundler, der in seiner beruflichen Praxis schon einmal Medienkontakt hatte. Wer quasi einmal „alle Übel solch schlechter Erfahrungen auf einem Haufen“ vorgeführt bekommen will, der braucht nur den verzweiferten Hilferuf des Frankfurter Kollegen Heinz Schilling in den Bayerischen Blättern für Volkskunde aufzuschlagen.<sup>21</sup> Dessen Erfahrung ist kurz gesagt die, dass der wissenschaftliche Experte grundsätzlich falsch verstanden, falsch zitiert und falsch behandelt wird. Verlaufen aber alle drei Punkte zufriedenstellend, sei hinzugefügt, dann ist es zu langweilig. Ungeachtet des vorher befragten Experten kommt wieder das gute alte „Wissen“ aus der Zauberkiste des über Generationen von den Journalisten falsch zitierten Handbuchs des Deutschen Aberglaubens zum Vorschein. Was bei Schilling lang beschrieben wird, könnte man am Besten



mit der Feststellung Wolfgang Brückners zusammenfassen, dass nämlich Journalisten immer Wege finden, „vorgestrigte Forschungsmeinungen der Volkskundler auch ohne Volkskundler warm zu halten“.<sup>22</sup> Logische Folge ist, dass es also gar nicht reichen kann, sich auf die journalistischen und redaktionellen Fähigkeiten der diversen Sendeanstalten zu verlassen und den Dienstleister auf Abruf zu spielen.

Ein Beispiel aus eigener Erfahrung, dass es selbst bei bestem Bemühen schwer genug ist, einen ordentlichen Wissenstransfer zu leisten, war wohl der Besuch des Augsburger Volkskunders Stephan Bachter zu einer von mir selbst initiierten, aber nicht selbst geleiteten Sondersendung über neuzeitliche Zauberbücher bei Radio Ostallgäu. Der damals ganz neue Universitätsdozent Stephan Bachter traf auf den völlig neuen und unerfahrenen Radioredakteur Andreas Garitz. Stephan Bachter sollte erklären, welches Sammelsurium aus alten Küchenrezepten und medizinischen Ratschlägen aus mittelalterlichen Klosterhandschriften in Zauberbüchern zusammengetragen worden ist. Trotz glasklarer Reden und Erklärungen hatte aber der Moderator nicht verstanden, um was es eigentlich ging. Und folglich auch keiner der Zuschauer, die sich per Telefon meldeten: Sie alle wollten nur wissen, wie man eine Warze besprechen kann, bzw. anmerken, wie sie es geschafft haben. Das wissenschaftliche Thema geriet in der Hand des um Aufmerksamkeit bemühten Moderators schnell zum esoterischen Ausflug in die Vergangenheit und Gegenwart der Hexen und Wunderheiler. Und der Schlusstenor war, dass an den alten Zaubersprüchen doch was dran sein muss. Das war sicherlich nicht das, was Stephan Bachter vermittelt hatte. Und für mich stand am Ende vor allem die Einsicht, dass Medienkonsumenten Wahrheiten suchen, aber in der Regel solche populistischen oder zumindest sehr einfachen Charakters, wenn der „gute“ Moderator genau das zu bedienen weiß. Und damit vielleicht wieder ein Stück dieses Bedürfnisses neu erschafft. Trotz allem aber – das sei der Vollständigkeit halber noch als halbwegs positiver Aspekt dieses Beispiels genannt – war es immerhin noch ein Glücksgriff, den Fachmann Stephan Bachter im Sendestudio zu haben, statt irgendeinen selbsternannten Wunderheiler oder eine dubiose Kartenleserin. Das wäre wohl schlimmer ausgefallen. Das nächste mal aber gebe ich Herrn Bachter nicht in die Hände eines quietschfidelen Moderators, sondern mache das Interview selbst.

Und damit wäre die Frage nach dem „Warum“ eines volkskundlichen Medienengagements zumindest für mich beantwortet: Wenn eine Reportage anfängt wirklich weh zu tun, dann schreit in meiner gepeinigten Forscherseele alles

danach, solche Themen den entsprechenden Redaktionen zu entreißen. Es tut einfach nicht gut, wenn ich von meinen Radiokollegen jedes Jahr zu Ostern erklärt bekomme, der Hase und das Ei seien heidnische Fruchtbarkeitssymbole. Das stünde nun mal so im Internet. Passiv lässt sich so einer Lage nicht Herr werden. Und da wäre es wohl auch nicht ausreichend, was seinerzeit einmal auf dem Karlsruher Volkskundekongress diskutiert wurde. Nämlich die Erstellung eines neuen Fachlexikons, dass endlich das alte und von Journalisten immer wieder (falsch) benutzte Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens ersetzen soll.<sup>23</sup> Das Problem liegt nicht in dem veralteten Forschungsstand, den Redakteure in solchen Büchern finden, sondern in dem, was die meisten Redakteure finden wollen. Wenn oft noch nicht einmal wahrgenommen wird, was ein befragter Fachmann in seinen abgelieferten O-Tönen eigentlich wirklich gesagt hat, dann kann auch ein neues Buch nicht helfen. Denn in den meisten Redaktionen gibt es solche Bücher erst gar nicht, geschweige denn, dass jemand hineinschaut. Dort schreibt vor allem einer vom anderen ab und ansonsten gibt es die Bildzeitung, den RTL2-Text und das Internet.

## WIE und WO

Zwischendurch einmal eine wichtige Feststellung: Die Mediensprache ist in ihrem Ursprung eigentlich eine positive Sache. Sie ist als einfache, eindringliche und für jedermann leicht verständliche Sprache für ein nicht-schriftliches Medium geschaffen worden, in dem man nicht zurückblättern kann, wenn man etwas nicht verstanden hat. Nicht zuletzt deswegen ist sie auch nicht der wirklich Schuldige an der rauen Medienpraxis mit ihrer Neigung zur Verkürzung und Verfälschung. Sie ist nicht schuld daran, dass die Interviewmethoden mit den Grundsätzen volkskundlicher Gewährsmannpolitik wenig zu tun haben und dem Volk oft genug nicht nur aufs Maul geschaut, sondern auch „gehaut“ wird, dass Sätze zerstückelt und Inhalte oft schillernden Statements und plakativen Kurzaussagen geopfert werden, gerade in kleinen Lokalradio-Redaktionen, die im personalschwachen Tagesgeschäft für lange Recherchen keine Zeit haben. Dort sind sendereigene Werbetrailer in Form von Promos, Teasern und Namenskennung ohnehin wichtiger als irgendwelche Aussagen oder Botschaften. Dahinter stehen schlaue Marketinganalysen, die angeblich bewiesen haben, dass Radiohörer in der Regel ins eine Ohr reinhören und aus dem anderen wieder heraus, während in der Garage gebastelt oder in der Küche abgespült wird und die

höchstens eineinhalb Minuten zuhören wollen, wenn geredet wird. Radio ist „Kino im Kopf“, heißt es in einem Leitfaden für den privaten Hörfunk.<sup>24</sup> Ein Kino mit dem ewig gleichen „Stummfilm“ muss es sein, ganz besonders im bis ins Detail durchformatierten und -normierten, das heißt im informativen Wortanteil auf das nötigste beschränkten örtlichen Privatfunk.

Wir halten fest: es gibt schlimme Inhalte bei den Medien, die sich eines gängigen Sprachmusters bedienen und es regelrecht missbrauchen, da es rein von seiner Idee her eigentlich in Ordnung ginge. Genau das führt zu dem Punkt, an dem die Zeitschrift „Haspelpress“ des Ludwig-Uhland Instituts in Tübingen in den 70er Jahren oder später auch Heinz Schilling in Frankfurt ganz neue und sozusagen revolutionäre Wege gingen. Hier ging es zum einen um den Versuch, volkskundliche Erkenntnisse 1:1 in die Textstruktur und Wortwahl der (Sensations-) Journalistik zu übersetzen und zum anderen auch um ganz konkrete Dienstleistungsangebote. So verstand sich Haspelpress als eine Art von Pressedienst und brachte ihre flott geschriebenen „Informationen zu Alltagskultur, Volkskunde und Kulturgeschichte“ in eigenen Verteilersystemen an den Mann, ähnlich wie Heinz Schilling im Zuge seines Studentenprojekts KAP (Kultur-Alltag-Politik) „unkonventionelle Artikel zu konventionellen Anlässen“ (1. Mai, Multi-Kulti, der Beginn der Sommerferien) an diverse Redaktionen faxte und damit auch erste Erfolge erzielte.<sup>25</sup>

Für viele mag so etwas noch mit großen Berührungsängsten und Vorbehalten verbunden sein, müssen doch alle noch existierenden Restpositionen rund um den Sonderstatus wissenschaftlicher Fachsprachen völlig verschwinden. Vor allem deswegen, weil es dann in erster Linie um wirklich für ein breites Publikum interessante und vielleicht auch aufsehererregende Forschungsergebnisse ginge, die dazu noch in aller Kürze präsentiert werden müssten. Das aber Ingeborg Weber-Kellermann durchaus zurecht bemerkt hat, dass ein bisschen weniger vom großen Zeigefinger nicht schaden kann<sup>26</sup>, zeigt sich auch an einem noch ganz anderen Beispiel aus einem ganz anderen Zusammenhang: Dass Stephan Bachter mit einer Gruppe Münchner Studenten einen ganzen Abend auf einer der renommiertesten bayerischen Kleinkunsthöfen, der Wertach-Mühle in Thalhausen, bestreiten konnte, und zwar allein mit volkskundlich recherchierten, aber dann eben doch sehr publikumswirksam präsentierten Geschichten von populären Rechtsbrechern wie dem Bayerischen Hiasl und dem Räuber Kneissel, das zeigt, dass Vermittlung von Wissen durchaus auch Spaß machen darf.

Und um sie nicht zu verschweigen: in der Fachliteratur zum volkskundlichen Film gibt es sie ja, die Stimmen, die überhaupt nicht mehr zwischen einer „wissenschaftlichen“ und einer „unwissenschaftlichen“ Sprache unterscheiden wollen. Das ist zum Beispiel beim Dokumentarfilmer und Initiator der volkskundlichen Sendereihe „Wir“ im Schweizer Fernsehen, Hans Ulrich Schlumpf nachzulesen. Schlumpf hat einmal gesagt, das es keine eigene volkskundliche Filmsprache, sondern nur ethnologische Inhalte in Filmen geben kann.<sup>27</sup> Genau das könnte ebenso zu einer Einsicht und Vereinbarung werden für die Formen einer Art von volkskundlicher Radio- und Fernsehberichterstattung.

Das wäre allerdings ein langer Weg kleiner Schritte. Ein Weg, auf dem nur kleine und punktuelle Aussagen abgeliefert werden können, und mit dem man sicherlich keine universelle Missionsarbeit leisten und etwa den Folklorismus in den deutschen Trachtenvereinen oder die Existenz alter und neuer heidnischer Germanenkulte verhindern kann. Da das Fach Volkskunde aber die wohl größte Kompetenz für diese Themen besitzt, könnte man wenigstens anstreben, eine von vielen Stimmen im Dickicht des Informationsdschungels zu werden und für den einen oder anderen Aspekt eigene Erklärungsentwürfe anzubieten. Und in diesem Zusammenhang wäre es sicherlich auch überlegenswert, sogar die direkte Zusammenarbeit mit den Medien zu suchen.

Warum z.B. sollte ein studentisches Filmpraktikum nicht die Zusammenarbeit mit Studenten aus filmtechnischen Studiengängen anstreben, oder ein Praktikum unter Anleitung eines Medienfachmanns die Produktion sendefähiger Berichte zum Ziel haben? So etwas wäre der Anfang einer Symbiose, in der ein Gespür für Themen und die Ahnung von ihrer formalen und technischen Realisation gewinnbringend zusammenkommen würden. Immerhin wären an vielen deutschen Universitäten Infrastrukturen für die Produktion von Medienbeiträgen in Form von Medienlaboren bereits vorhanden. Universitäres Engagement im Radio und Fernsehen ist auch bei den Landesmedienanstalten sehr erwünscht und wird teilweise bezahlt. Das beweisen unter anderem auch die verschiedenen Uni-Radio-Stationen der Republik wie in Münster, Karlsruhe oder Augsburg.<sup>28</sup> Einen Versuch wäre es allein deshalb schon wert, weil es viele kleine Sendestationen gibt, die für jede Art von Beitrag dankbar sind. Denn dort wird aus zumeist finanziellen Gründen fast immer an den Kapazitätslimits der wenigen Beschäftigten gearbeitet. Jeden Tag kommen ungezählte CDs mit Beiträgen von privaten

Produktionsfirmen in diese Sender hinein, von denen dann und wann auch etwas gespielt wird. Warum nicht etwas aus der Eigenwerkstatt des Wissenschaftsbetriebes?

## WOHIN

Grundsätzlich gilt aber noch etwas anderes: der Journalismus und die Fernsehunterhaltung sollten nicht nur deswegen unter die Lupe genommen werden, weil wir uns dann besser wappnen, wehren und geschickter mitspielen können, sondern auch deshalb, weil es wichtig ist zu verstehen, was eigentlich zuerst da war: das Huhn in Form von uns umgebenden Realitäten oder das Ei in Form der Dinge, die wir aus den Medien erfahren und wieder in die Realität zurücktragen. Auf die besondere Bedeutung der Medien als Spiegel und gleichzeitiger Produzent von Lebensentwürfen hat nicht nur Hermann Bausinger eindringlich hingewiesen.<sup>29</sup> Und vielleicht wäre bei einem nahen Kontakt zur Welt der Journalisten sogar noch viel mehr lern- und erfahrbare. Zum einen nämlich wären auch die Menschen selbst einmal interessant, die im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Aufgabe, Wahrnehmung und Kritik stehen, zum anderen gibt es in den Medien Leute, die etwas gelernt haben, was auch der Wissenschaftler bei seinen Kontakten zu seinen Gewährspersonen gut gebrauchen könnte. Hier gehen Profis mit jahrelangen Erfahrungen zu Werke, die mit einer Kamera oder einem Mikrophon ganz zwanglos umgehen und auf Leute zugehen können, um ihnen etwas zu entlocken, was sie vielleicht nicht jedem anderen sagen würden, die sofort Vertrautheit mit ihrem Gegenüber herstellen können, weil sie kommunikative Naturtalente sind oder jahrelange Kontaktpflege in ihrem „Feld“ betrieben haben.

Ein Fehler wäre es sicherlich auch nicht, einmal die journalistischen Techniken zum Aufzeichnen, Verarbeiten und Archivieren von Informationen auf den Aspekt ihres praktischen Nutzens für den Wissenschaftsbetrieb hin abzuklopfen, etwa dahingehend, was es eigentlich heißt und bedeutet, die Themen der Zeit tagesaktuell zu verfolgen und in O-Tönen zu dokumentieren. Ist diese Form der Dokumentation von Ereignissen nicht vielleicht eine Methode, die auch im gegenwartsvolkskundlichen Sinne von Bedeutung sein könnte? Werden aus Zeit- und Personalmangel nicht viel zu wenige unserer Forschungsobjekte wirklich dauerhaft „teilnehmend“ begleitet, die im Hier und Jetzt passieren? Und wären dann die schnellen und knappen Handgriffe der Journalisten nicht eine Hilfe, wenn es darum geht, uns in 30 Jahren

Fragebogenaktionen mit fragwürdigen Gewährsleuten zu ersparen, weil ansonsten niemand in der Zeit um die Jahrtausendwende zeitgenössische Quellen dokumentiert und gesammelt hat? Etwa, indem der Jahreslauf von Vereinen terminlich abgearbeitet wird oder regelmäßige Kontakte mit den Vertretern eines Handwerks mitsamt ihren Innungsaktivitäten, Versammlungen und Messen gepflegt werden, ganz so, wie eine journalistische Fachredaktion mit speziellen volkskundlichen Schwerpunkten das tun würde? Gibt es am Ende neue und noch unbekannte Handgriffe, wie bestimmte alltagsgeschichtliche Quellenmaterialien schnell und in ausreichender Menge zusammengetragen und archiviert werden könnten? Das kann man erst wissen, wenn man die mediale Sprache und Technik in all ihren Facetten für seine Zwecke entschlüsselt und nutzbar gemacht hat.

## Anmerkungen

<sup>1</sup>So referierten beispielsweise W.Stadler und R.Weiss auf der weiter unten genannten Tagung über eine Hörfolge zum Margarethenlied und die Münchener Seidl und Kieselbach über ihre Sendung „Aus dem Leben eines niederbayerischen Bauernknechtes“.

<sup>2</sup>Kretzenbacher, Leopold, Radio und Volkskunde, ein sehr subjektiver Tagungsbericht, in: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Hg.), Schweizer Volkskunde, 69.Jg., Basel 1979, S.34-39, hier S.34f.

<sup>3</sup>Dehnert, Walter, Fest und Brauch im Film, der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel, 2 Bd., Marburg 1994, hier: Bd.1, S.177f.

<sup>4</sup>Kretzenbacher, Leopold, Radio und Volkskunde, S.38.

<sup>5</sup>Henkel, Ellen N., Sammeln und Bewahren? Entwicklungen und Tendenzen bei der Darstellung von Handwerk im volkskundlichen Film, in: Ballhaus, Edmund (Hg.), Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit, S.103-117, hier S.104. Noch viel länger als das IWF in Göttingen blieb Bonn bis in die 1990er Jahre der 1952 gegründeten EC (Encyclopedia Cinematographica) verpflichtet, die zum Ziel hatte, durch starke Reglementierung und Normierung eine bessere wissenschaftliche Vergleichbarkeit von Filmen zu gewährleisten. Die Filme sollten Bewegungsabläufe mit möglichst hohem Wirklichkeitsgehalt wiedergeben, im Inhalt sollten sie sich an einem Prinzip kleinster thematischer Einheiten orientieren. Ziel war die Schaffung eines internationalen, filmischen Lexikons.

<sup>6</sup>Ballhaus, Edmund, Film und Feldforschung, in: Ballhaus, Edmund; Engelbrecht, Beate (Hg.), Der ethnografische Film, eine Einführung in Methoden und Praxis, Berlin 1995, S.13-46.

<sup>7</sup>Freilich gibt es im einen oder anderen Freilichtmuseum auch tatsächlich den Versuch, die dort inszenierten Lebenswelten nicht zu falsch verstandenen, romantischen Sonntagsausflugskulissen verkommen zu lassen und die anhaltende Nostalgiewelle mit Nahrung zu versorgen bzw. an ihrer Produktion direkt beteiligt zu sein. Unter anderem sollen hier Flach-

ware oder Videoinstallationen gezielt Brüche schaffen.

<sup>8</sup>Vgl. z.B.: Ballhaus, Edmund; Engelbrecht, Beate (Hg.), *Der ethnografische Film, eine Einführung in Methoden und Praxis*, Berlin 1995.

<sup>9</sup>Vgl. hier den Aufsatz: Drascek, Daniel, *Millenniumsfeiern, Zu Wandel und Neuformierung von Tradition unter dem Einfluss moderner Medienberichterstattung*, in: Korff, Gottfried; Scharfe, Martin u.a. (Hg.), *Zeitschrift für Volkskunde, Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, 97.Jg., Münster, New York, München und Berlin 2001/I, S.15-28.

<sup>10</sup>Vgl. hier den Themenband der DGV zu Halloween: Korff, Gottfried; Scharfe, Martin u.a. (Hg.), *Zeitschrift für Volkskunde, Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, 97.Jg., Münster, New York, München und Berlin 2001/II.

<sup>11</sup>Kretzenbacher, Leopold, *Radio und Volkskunde*, S.37.

<sup>12</sup>Der Begriff ist entlehnt bei: Bausinger, Hermann, *Vom Jagdrecht auf Moorrühner, Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung*, in: Korff, Gottfried; Scharfe, Martin u.a. (Hg.), *Zeitschrift für Volkskunde*, 2001/I, S.1-14, hier S.10.

<sup>13</sup>Vgl. hierzu: Köck, Christoph, *Jeder beobachtet jeden, Notizen zur Ethnografisierung des Alltags*, in: Ballhaus, Edmund (Hg.), *Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit*, Münster, New York, München und Berlin 2001, S.41-58.

<sup>14</sup>Kretzenbacher, Leopold, *Radio und Volkskunde*, S.38.

<sup>15</sup>Bausinger, Hermann, *Vom Jagdrecht auf Moorrühner*, S.2f.

<sup>16</sup>Vgl. hier: Dehnert, Walter, *Volkskundlicher Film im Fernsehen, Die Filmautorin Ingeborg Weber-Kellermann*, in: Ballhaus, Edmund (Hg.), *Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit*, S.133-141.

<sup>17</sup>Henkel, Ellen N., *Sammeln und Bewahren*, S.110.

<sup>18</sup>Alzheimer, Rainer, *Strategien kulturwissenschaftlicher Repräsentation in der Spät-moderne*, in: Ballhaus, Edmund (Hg.), *Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit*, S.74-88, hier S.78 f.

<sup>19</sup>Jung, Wolfgang, *Von der „Visuellen Anthropologie“ zur Fernseharbeit*, in: *Seminar für Volkskunde / Europäische Ethnologie der Universität Münster (Hg.), Jahresbericht 2001*, Münster 2002, S.74.

<sup>20</sup>Um einige herauszugreifen: Grunsky-Peper, Konrad, *Der volkskundliche Film, ein wissenschaftliches Stiefkind?*, in: Korff, Gottfried; Scharfe, Martin u.a. (Hg.), *Zeitschrift für Volkskunde, Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, 81.Jg., Münster, New York, München und Berlin 1985/II, S.245-254; und: Brednich, Rolf Wilhelm, *Germanische Sinnbilder und ihre vermeintliche Kontinuität, eine Bilanz*, in: *Symbole: Tagungsband zum 30. Deutschen Volkskunde-Kongress in Karlsruhe vom 25.-29. September 1995*, hier: S.93. Es sei hier auch an die engagierte Abschlussdiskussion dieses Kongresses erinnert. Und: Köck, Christoph, *Jeder beobachtet jeden*, S.56.

<sup>21</sup>Abgedruckt in dem Aufsatz: Alzheimer-Haller, Heidrun, *Volkskunde und Medien*, in: Daxelmüller, Christoph (Hg.), *Bayerische Blätter für Volkskunde, Neue Folge*, Würzburg 1999/1, S.59-75.

<sup>22</sup>Brückner, Wolfgang, *PS eines Professors*, in: Brückner, Wolfgang; Kriss-Rettenbeck (Hg.), *Bayerische Blätter für Volkskunde*, Würzburg 1997/4, S.235.

<sup>23</sup>Alzheimer-Haller, Heidrun, *Gute Besserung, Kommunikationsprobleme mit den Medien*, in:

Brückner, Wolfgang; Kriss-Rettenbeck (Hg.), Bayerische Blätter für Volkskunde, Würzburg 1997/4, S.230-235, hier S.235.

<sup>24</sup>Sturm, Robert; Zirbik, Jürgen, Die Radio-Station, Ein Leitfaden für den privaten Hörfunk, Konstanz 1996, S.43.

<sup>25</sup>Schilling, Heinz, abgedruckter Briefauszug in: Alzheimer-Haller, Heidrun, Volkskunde und Medien, S.62.

<sup>26</sup>Dehnert, Walter, Fest und Brauch im Film, S.156.

<sup>27</sup>Schlumpf, Hans-Ulrich, Warum mich das Graspfeilschpiel der Eipo langweilt, in: Husmann, Rolf (Hg.), Mit der Kamera in fremden Kulturen, Aspekte des Films in Ethnologie und Volkskunde, Emsdetten 1987, S.49-68, hier S.50.

<sup>28</sup>Wenn auch das Uni-Radio in Augsburg (Kanal C) nicht von der Universität, sondern durch das private Engagement der Studenten initiiert wurde.

<sup>29</sup>Bausinger, Hermann, Vom Jagdrecht auf Moorhühner, wie Anm.12.

Andreas Garitz, geboren 1963 in Mainz, studierte an der Westfälischen-Wilhelms-Universität in Münster Volkskunde/Europäische Ethnologie mit den Nebenfächern Kunstgeschichte und Neuere Geschichte. 2000 reichte er bei Prof. Dr. Hinrich Siuts seine Dissertation mit dem Titel „Wir waren klein und bescheiden - Sattler und Polsterer im Rheinland“ ein. Während seines Studiums beteiligte er sich an verschiedenen Projekten des volkskundlichen Seminars zur Visuellen Anthropologie und drehte gemeinsam mit Carsten Vorwig in seiner Heimatgemeinde den 85-minütigen Film in „Barmen ist Kirmes..., Maibrauchtum in einer rheinischen Gemeinde“. Nach dem Studium war er für verschiedene private Radio- und Fernsehsender tätig. Zur Zeit arbeitet er als Redakteur und Moderator für Radio Augsburg und hält Seminare zum Thema Medien und Visuelle Anthropologie im Fach Volkskunde an der Universität Augsburg.



## Kult-Management

Die schwäbische Wallfahrtskirche Maria Vesperbild

*von Michaela Schwegler*

**E**s begann um 1650, als Jakob von St. Vincent, Pfleger der Herrschaft Seifriedsberg, in einer Feldkapelle bei Ziemetshausen, 30 km von Augsburg entfernt, zum Dank für seine Errettung aus den Wirren des 30-jährigen Kriegs ein geschnitztes Vesperbild aufstellte. Das Marienbild zog schnell zahlreiche Pilger an. „Dies veranlaßte schließlich den zuständigen Pfarrer, eine größere Kapelle zu bauen“.<sup>1</sup> Die von Simpert Kraemer 1725 erbaute Wallfahrtskirche wurde 1754 wegen Baufälligkeit abgebrochen. Der Neubau des Oettingen-Wallersteinschen Hofbaumeisters Johann Georg Hitzelberger wurde 1756 eingeweiht. Im Mittelpunkt der Wallfahrtskirche befindet sich das Gnadenbild, das Maria mit ihrem toten Sohn in den Armen zeigt.

1957 wurde in der Nähe der Wallfahrtskirche eine Fatima-Grotte errichtet. Die zahlreichen Votivtafeln, die bei der Grotte aufgestellt sind, belegen den großen Zuspruch dieser Stätte. Jährlich pilgern mehr als 400 000 Menschen zu der Wallfahrtsstätte und erhoffen sich „bei der selbst leidenden und mit den Menschen mitleidenden Gottesmutter Trost und Hilfe für die Bewältigung ihres eigenen Schicksals“.<sup>2</sup>

Seit 1988 wird der Wallfahrtsort von einer Wallfahrtsdirektion geleitet. Sie führt zahlreiche Veranstaltungen durch; bekannt sind vor allem die Lichterprozessionen an Pfingstsonntag und Mariä Himmelfahrt, bei denen jährlich ca. 15 000 Pilger anwesend sind.

### Der Wallfahrtsdirektor – eine kantige Persönlichkeit

Wallfahrtsdirektor ist Monsignore Dr. Wilhelm Imkamp – eine kantige Persönlichkeit, die sich gängigen Schablonen entzieht. Imkamp wurde 1951 in Kaldenkirchen als Sohn eines Tabak- und Kaffeeabrikanten geboren. Er studierte 10 Jahre in Rom Theologie und wurde 1976 zum Priester geweiht. Danach war der promovierte Dogmenhistoriker zunächst weiter in Rom tätig und erhielt schließlich den päpstlichen Ehrentitel Monsignore.

Nach seiner eingehenden Beschäftigung mit der katholischen Kirche im Dritten Reich widmete er sich dem Thema Erscheinungen und mystische Phänomene.<sup>3</sup> Nach seiner Übersiedlung nach Maria Vesperbild galt er schnell als Experte für Marienerscheinungen und ähnliche Phänomene.

Weithin berühmt und oft kontrovers diskutiert sind seine Predigten, in denen er kein Blatt vor den Mund nimmt. Kein Politiker ist hier vor ihm sicher. Das Fegefeuer bezeichnet er als „Entsorgungsstation für die Schlacken des Diesseits“, den Ablass als „das beste Antidepressivum, das es gebe“, und die katholische Kirche biete „einen unvergleichlichen Schlussverkauf der Gnade“.<sup>4</sup> Solche einfachen und direkten Worte führen auf der einen Seite dazu, dass er Zuhörer aus allen Schichten und Gegenden gewinnt, auf der anderen Seite hat er in Kirchenkreisen mit heftiger Kritik zu kämpfen. „Linken Kirchenkreisen ist er ‚zu rechts‘, doch die ‚Rechten‘ lassen ebenfalls kein gutes Haar an ihm“.<sup>5</sup> Von den einen wird er aufgrund seines barocken Stils, der bayerischen Blaskapellen, die des öfteren den Gottesdienst umrahmen, und den lateinisch gesprochenen Wandlungsworten als konservativ bezeichnet, die anderen halten seine Form des Managements für zu modern.

## Marketing-Strategien

Eines jedoch kann kaum jemand bestreiten: „PR, Öffentlichkeitsarbeit, Marketing: Imkamp ... versteht es meisterhaft, auf der Klaviatur dieser Bereiche zu spielen“.<sup>6</sup> Der außergewöhnliche Erfolg, den er mit seiner Leitung der Wallfahrtsstätte erzielt, brachte ihm den Titel „Manager Mariens“ ein.<sup>7</sup> Imkamp versteht es, sich und seinen Wallfahrtsort perfekt darzustellen. Der Wallfahrtsort ist rundherum bestens organisiert. Es stehen genügend Parkplätze, Toilettenanlagen und Einkehrmöglichkeiten sowie ausreichend Beichtgelegenheiten, Predigten und Veranstaltungen zur Verfügung. Die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter kümmern sich um einen reibungslosen Ablauf. Die Wallfahrtsdirektion organisiert Feste, Fahrzeugsegnungen und Lichterprozessionen, zu denen Tausende von Menschen aus Nah und Fern anreisen.

Mit den Medien hat Imkamp keinerlei Berührungsängste, was die zahlreichen Zeitungsartikel über ihn belegen. Regelmäßig ist er in der Presse (neben den regionalen Zeitungen auch in Bild-Zeitung, Süddeutscher Zeitung oder Hörzu) sowie im Fernsehen (z.B. bei „Talk im Turm“) vertreten. Fast schon legendär sind sein englischer Clubstuhl, seine Pfeifensammlung sowie seine Vorlieben für Designeruhren und schwedische Autos.

Das Gnadenbild erhob Imkamp „zum Erkennungszeichen seines Unternehmens“<sup>8</sup>, das sämtliche Briefbögen, Plakate, Wallfahrtskerzen und Wallfahrtskalender ziert. Jährlich erscheint ein kostenloser Wallfahrtskalender in einer Auflage von 30 000 Exemplaren, der dafür sorgen soll, Maria Vesperbild und die dort stattfindenden Veranstaltungen bekannt zu machen.<sup>9</sup> Zu besonderen Veranstaltungen wie den Lichterprozessionen werden im ganzen Landkreis Plakate aufgehängt und in den regionalen und kirchlichen Zeitungen Werbungen geschaltet.<sup>10</sup>

Dass Imkamps Marketingkonzept aufgeht, belegen die enormen Pilgerströme, die den Wallfahrtsort seit Imkamps Dienstantritt aufsuchen. Man kann Imkamp also nur recht geben, wenn er von sich sagt: „Wir sind ein religiöser Dienstleistungsbetrieb. Und der expandiert, weil unser Marketingkonzept stimmt“.<sup>11</sup> Imkamp ist tatsächlich „ein Pfarrer mit Seltenheitswert“<sup>12</sup>, der nicht, wie viele seiner Kollegen, zunehmend vor leeren Bänken predigen muss, sondern sich gezielt „die Gläubigen auf dem freien Markt zusammensucht“.<sup>13</sup>

Er versteht es, „das religiöse Gefühl der Gläubigen“<sup>14</sup> anzusprechen. „Zielgruppenbewusst und mediengerecht aufbereitet“ setzt er als „Dienstleister der Volksfrömmigkeit“<sup>15</sup> bewusst beliebte Praktiken der Volksfrömmigkeit wie Fahrzeugsegung, Lichterprozession oder Kräuterweihe ein.

## Ein Wallfahrtsort im Legoland

„Imkamp schießt den Vogel ab. Die Wallfahrtskirche Maria Vesperbild wird noch einmal gebaut“<sup>16</sup> – so konnte man Ende letzten Jahres in der Presse lesen. Der Wallfahrtsdirektor hatte es nämlich erreicht, dass seine Kirche als Modell im Legoland, das im Mai 2002 in Günzburg eröffnete, aufgestellt wurde. Er hatte Politiker der Region mobilisiert und eine Postkartenaktion gestartet, um die Bevölkerung aus Günzburg und Umgebung für sich zu gewinnen<sup>17</sup>, und sich schließlich gegen Hunderte von Konkurrenten – darunter befanden sich u.a. das Ulmer Münster und das Augsburger Rathaus – durchgesetzt.

Als das „schönste Jubiläums-Geschenk“<sup>18</sup> – zu seinem 25-jährigen Priesterjubiläum – bezeichnete Imkamp die Nachricht, die er Mitte Oktober 2001 von den Organisatoren des Legolands erhalten hatte. Und wieder einmal hatte er es erreicht, dass das Medieninteresse enorm war. In sämtlichen Zeitungen waren Artikel mit dieser Nachricht abgedruckt.

So wurde die Wallfahrtskirche in den folgenden Monaten im Maßstab 1:20 aus 65 000 Legosteinen zusammengesetzt. Als „einziges schwäbisches Bauwerk“ wurde sie in eine „schwäbische Phantasie-Dorflandschaft“ eingebettet.<sup>19</sup> Nach 240 Arbeitsstunden des Modellbauers war die „Minikirche“ schließlich im April 2002 fertig und wurde von Monsignore persönlich gesegnet. Sie solle – Imkamps Meinung nach – „einen Orientierungspunkt für alle Besucher“<sup>20</sup> darstellen.

Wieder einmal hatte es Imkamp also erreicht, durch gezielte Maßnahmen seinen Wallfahrtsort in der Öffentlichkeit noch bekannter zu machen und für reges Medieninteresse zu sorgen.



*Monsignore Imkamp ist stolz darauf, dass seine Wallfahrtskirche im Legoland nachgebaut wird (aus: Krumbacher Kurier, Ausgabe 2002, Landkreis Günzburg, S. 1)*

### **Maria Vesperbild: ein religiöser Dienstleistungsbetrieb**

Dass Imkamp „mit nicht alltäglichen Methoden“<sup>21</sup> Erfolg hat, dürfte nun hinlänglich deutlich geworden sein. Er nutzt auch die Medien als Kanzel<sup>22</sup> und erreicht so immense Popularität. Bewusst setzt er „die Faszination der Volksfrömmigkeit“<sup>23</sup> ein und macht den Wallfahrtsort Maria Vesperbild zu einem „religiösen Dienstleistungsbetrieb“<sup>24</sup>, der sich sehen lassen kann.

„Mein Ziel ist es, auch denjenigen ein religiöses Heimatgefühl zu vermitteln, die vielleicht nur mit dem kleinen Zeh in der Kirche stehen“<sup>25</sup>, so Imkamp. Und gerade das scheint ihm vorzüglich zu gelingen.

Als einen „ganz modernen Seelenfänger“ bezeichnete ihn die Bild-Zeitung. Er sei „im Glauben konservativ wie der Papst, aber in seinen Methoden so fortschrittlich wie Microsoft“.<sup>26</sup> Gerade in diesem scheinbaren Widerspruch scheint Imkamps Erfolgsrezept zu liegen: Auf der einen Seite hält er an traditionellen Riten und Bräuchen fest, was die große Beliebtheit seiner Veranstaltungen erklärt; auf der anderen Seite verwendet er moderne Marketing-Methoden, wie sie für die katholische Kirche äußerst unüblich sind, die jedoch für die enorme Breitenwirkung verantwortlich sind. Diese Mischung machte es möglich, dass – trotz der von der Kirche beklagten starken Rückgänge der Kirchenbesucher – der Wallfahrtsort Maria Vesperbild nach wie vor einen so großen Ansturm und so große Beliebtheit erlebt.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Bushart, Eva-Maria: Die Pietà führt zu Jesus Christus hin. In: Deutsche Tagespost, Nr. 39, 50. Jg., 29.3.1997, S. 14

<sup>2</sup> Hoffmann, Helga: Maria Vesperbild – Von der Feldkapelle zur bedeutendsten mittelschwäbischen Wallfahrtsstätte. In: Heimat-Magazin 1/1996, S. 16

<sup>3</sup> Bauer, Peter: Der wahre Kern hinter den Klischees. In: Krumbacher Bote, Nr. 83, 8.4.2000, S. 40

<sup>4</sup> Vgl. Kitzinger, Claudia: Am Monsignore scheiden sich die Geister. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 186, 14.8.1998, S. 44

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Bauer, Peter: Erfolg auf dem „Markt der Weltanschauungen“. In: Mittelschwäbische Nachrichten, Nr. 236, 13.10.2001, S. 43

<sup>7</sup> Müller, Martin: Monsignore Dr. Wilhelm Imkamp – Porträt. In: PÜR. Magazin für Politik und Religion, Nr. 5, Mai 1999, S. 35

<sup>8</sup> Knoller, Alois: Augsburg Allgemeine, Nr. 120, 25.5.1996, S. 4

<sup>9</sup> Um wiederum den Wallfahrtskalender selbst bekanntzumachen, werden in der Presse Werbungen geschaltet, vgl. z.B. Die Tagespost, Nr. 27, 3.3.2001, S. 3

<sup>10</sup> Vgl. z.B. Die Tagespost, Nr. 90, 29.7.2000, S. 3

<sup>11</sup> Scheid, Norbert: Neuer Geist in der Kirche. In: Hörzu, Heft 1, 30.12.1998, S. 17

<sup>12</sup> Kitzinger, Claudia: Monsignore Imkamp: Immer volles Haus. 20 000 Beichten im Jahr. In: Neue Bildpost, Nr. 9/1999, 4.3.1999, S. 4

- <sup>13</sup> Heintze, Bernd: Maria Vesperbild: Viele nehmen weite Wege auf sich. Kirchenbänke bleiben niemals leer. In: Neue Bildpost, 14.12.2000, S. 3
- <sup>14</sup> Bahn Müller, Wilfried: Keine Angst vor Kitsch. In: Sonntagsblatt, Nr. 44, 117. Jg., 8.11.1998, S. 26
- <sup>15</sup> Renzikowski, Christoph: Der Wallfahrtsvermarkter. Monsignore Imkamp – ein Dienstleister der Volksfrömmigkeit. Katholische Nachrichten-Agentur, Nr. 17, 13.10.2001
- <sup>16</sup> Horst, Guido: Imkamp schießt den Vogel ab. In: Die Tagespost, Nr. 124, 54. Jg., 16.10.2001
- <sup>17</sup> Vgl. Katholische Nachrichten-Agentur – Bayerischer Dienst, Nr. 117, 16.10.2001
- <sup>18</sup> Bauer, Peter: Vesperbild kommt ins Miniland. In: Mittelschwäbische Nachrichten, Nr. 237, 15.10.2001
- <sup>19</sup> Bauer, Peter/Schmidt, Alfred: Vesperbild kommt ins Legoland. In: Günzburger Zeitung, Nr. 237, 57. Jg., 15.10.2001, S. 26
- <sup>20</sup> Bosch, Hans: Weihe für „Neue“ Vesperbilder Kirche. In: Mittelschwäbische Nachrichten, Nr. 80, 6.4.2002, S. 31
- <sup>21</sup> Bauer, Peter: Gottesdienst als „Anti-Stress-Training“. In: Augsburg Allgemeine, Nr. 73, 27.3.2002, S. 3
- <sup>22</sup> Vgl. ebd.
- <sup>23</sup> Einig, Regina: Pilgerrekord in Maria Vesperbild. In: Die Tagespost, Nr. 99, 17.8.2002
- <sup>24</sup> Knoller, Alois: „Wir sind ein religiöser Dienstleistungsbetrieb“. In: Mittelschwäbische Nachrichten, Nr. 186, 57. Jg., 14.8.2001, S. 4
- <sup>25</sup> Ebd.
- <sup>26</sup> Reichart, Katja: Ein ganz moderner Seelenfänger. In: Bild-Zeitung, 24.8.1998, S. 5

## Schon vergessen? Alltagskultur aus fünf Jahrzehnten

Ein volkskundliches Ausstellungsprojekt an der Universität Augsburg

*von Andrea Hartl*

Wie die Jungfrau zum Kinde, so sind wir zu unserer Ausstellung gekommen. Unser Seminar war offiziell als Einführung in das Museums-wesen deklariert worden und entpuppte sich alsdann schon in unserer ersten Seminarstunde als Vorbereitung einer ad-hoc-Ausstellung. Wie so etwas funktioniert? Ganz einfach!

Man plane im Fach Volkskunde eine historische Musikinstrumenten-Ausstellung, die auch mit einem Seminar hätte verbunden werden sollen. Hierbei kümmert man sich natürlich auch rechtzeitig um einen passenden Raum – in diesem Fall war das die Universitätsbibliothek Augsburg. Sodann beschäftige man sich mit den Leihgaben, die eigentlich schon zugesagt waren, aber letztendlich – durch welche Gründe auch immer – doch nicht den Weg in die geplante Ausstellung finden konnten. Was macht man nun? Ein Ausstellungsraum ist gebucht, aber die Ausstellung fehlt. Kurzerhand wird das theoretisch angelegte Museumsseminar in eine praktische Veranstaltung umgewandelt, und siehe da: „die Jungfrau hatte ihr Kind“ ...

Als wir, die Studenten, von der Möglichkeit eine Ausstellung zu organisieren, erfahren hatten, waren wir sofort mit Begeisterung dabei. Sicherlich lag auch eine gewisse Skepsis in unseren Gesichtern, da wir nicht genau wussten, was auf uns zukommen würde. Ebenso erging es allerdings Herrn Dr. Krajicek, der zwar ein alter Hase in Sachen Museum bzw. Ausstellungen ist, aber auch nicht wissen konnte, wie das spontane Projekt mit Studenten verlaufen wird. Es ging an die Arbeit. Für unser Themengebiet gab es nicht viele Variationen, da wir uns auf Leihgegenstände beschränken mussten, die wir innerhalb kürzester Zeit auftreiben konnten. Da passten alltäglich benutzte Gegenstände am besten, die jeder bei sich, den Eltern oder Großeltern zusammensuchen konnte. Damit war das Thema „Alltagskultur“ geboren und die Titelsuche konnte beginnen. Dabei gefiel der Überbegriff „Schon vergessen?“ nicht unbedingt am besten, aber jeder konnte sich damit anfreunden. Wir hatten unseren ersten Kompromiss geschlossen, wobei wir im Nachhinein keinen besseren Titel hätten finden können.

Nun haben wir uns in Gruppen aufgeteilt, die sich immer jeweils um ein Jahrzehnt kümmern sollten. Das sah so aus, dass jeder Haus und Hof auf den Kopf gestellt und potentielle Leihgaben zusammengesucht hat. Diese wurden danach in die zugehörigen Jahrzehnte eingeordnet und den jeweiligen Gruppen gegeben, was aber erst beim Aufbau geschehen ist und einen Überraschungseffekt in sich barg. Die Gruppen mussten sich natürlich auch



*50er Jahre*

um einführende Texte bemühen und diese besuchergerecht aufbereiten.

Des weiteren mussten wir uns um die Öffentlichkeitsarbeit kümmern, die sich als recht schwierig entpuppte; Plakate und Einladungen mussten erstellt werden. Zum Glück hatten wir eine ausgebildete Grafikerin unter uns, die das übernommen hat. Zum Vor-

schein kam ein wunderschönes Plakat, das sich so mancher für zu Hause mitgenommen hat. Die Einladungen für die Ausstellung bzw. Eröffnung waren ebenfalls bestens gelungen, und wurden an ca. 200 Personen verschickt. Von der Universitätsbibliothek Augsburg haben wir zahlreiche Hilfestellungen bekommen, was die Verteilung der Plakate in der Stadt und die Veröffentlichung in den Zeitungen anging.

Der Tag des Aufbaues rückte immer näher und stand schließlich vor der Tür. Wir trafen uns freitags um 10.00 Uhr, gingen um 18.00 Uhr und erschienen samstags nochmals für ca. vier Stunden. Erstaunlich war, dass wir, entgegen unseren schlimmsten Befürchtungen, wirklich mehr als genug Leihgegenstände zur Verfügung hatten und auch jeder beim Aufbau mithalf. Sehr erfreulich für alle Beteiligten!

Am Freitag, so erfuhren wir in der Eröffnungsrede des Direktors der Universitätsbibliothek, Herrn Dr. Ulrich Hohoff, hatten sich noch viele Bibliotheksangehörige über den bevorstehenden Flohmarkt lustig gemacht. Abends bzw. am nächsten Arbeitstag sind die Lacher schnellstens revidiert worden.





Unsere Ausstellung hatte Gestalt angenommen! Nach unserem „Kampfwochenende“ mussten nur noch ein paar Kleinigkeiten erledigt werden, die wir bis zur Eröffnung am Donnerstag, den 13. Juli 2002, auch geschafft hatten.

Der Tag der Eröffnung... Mehrere Stunden lang wurden Häppchen vorbereitet und mit allerlei Belag verziert. Getränke wurden uns freundlicherweise von der Bibliothek spendiert, und wir mussten nur noch Gläser etc. schön drapieren und alles appetitlich herrichten. Laut der Resonanz der Besucher ist uns das auch vortrefflich gelungen.

Fast pünktlich um 19.15 Uhr wurden die Eröffnungsreden von Herrn Dr. Ulrich Hohoff, dem Direktor der Universitätsbibliothek, Frau Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel, der Leiterin des Fachs Volkskunde an der Universität Augsburg, und Herrn Dr. Helmut Krajicek, dem Seminarleiter der Ausstellung und Lehrbeauftragten im Fach Volkskunde, gehalten. Wir wurden alle für unsere Arbeit gelobt. Stolz waren wir darauf, dass Herr Dr. Hohoff die ungewöhnlich hohe Besucherzahl der Eröffnung aus Nah und Fern erwähnt hat. Der Eröffnungsabend war also ein voller Erfolg.

Während der kommenden zwei Wochen haben wir immer wieder Feedback von den Mitarbeitern der Bibliothek bekommen. Es waren mehrere Schulklassen und Studentengruppen da, es wurden immer wieder Fragen zur Ausstellung an die Mitarbeiter der Bibliothek gestellt, und wir hatten sogar Interessenten für einen Ausstellungskatalog. Nur konnten wir diesen Wunsch leider nicht erfüllen. Immer wieder wurde auch gefragt, wie wir denn die ganzen Leihgegenstände herbekommen haben. Ungläubige Gesichter schauten uns bei der Antwort an, da alles aus unserem eigenen Privatbesitz stammte.

Zum Schluss der Ausstellung musste natürlich auch wieder alles abgebaut werden, was wir in einer Rekordzeit von gerade mal zwei Stunden vollbrachten!

Zu guter Letzt kam noch das Videolabor der Uni auf uns zu und wollte ein Interview für den „Uni-Report“, der jedes Semester abschließend in augsburg-tv ausgestrahlt wird. Ein wunderbares Gefühl, dass unsere Arbeit so honoriert wurde und auch schon bei der Ausstellungseröffnung gefilmt worden ist.



*70er Jahre*

Ein herzliches Dankeschön allen Beteiligten und Helfern!

## **Erzählen zwischen den Kulturen**

Kongress der Kommission für Erzählforschung in der dgV  
vom 1. bis 5.9.2002 in Augsburg

*von Achim Weber*

**A**ls studentischer Teilnehmer des Kongresses wäre es wohl zu bescheiden, bei dieser Veranstaltung nur von einem Erfolg zu sprechen. Es war, um es einmal vorsichtig auszudrücken, ein faszinierendes Treffen, das den Kreis der Erzählforscherelite hier in Augsburg zusammengeführt hat, die gemeinsam ihrem Forschungsanliegen im weiten Raum der volkskundlichen Wissenschaft ein neues Gewicht verliehen hat.

Die aus vielen Teilen der Erde angereisten Forscher, von denen jeder einzelne als eine Koryphäe bezeichnet werden kann, begeisterten ihre zahlreichen Zuhörer mit fesselnden Vorträgen über die Themenspektren des interkulturellen Erzählens. Die Präsidentin der Kommission für Erzählforschung, die in Augsburg lehrende Professorin Sabine Wienker-Piepho, machte dabei mit ihrer Eröffnungsrede den Anfang. Vor allen Dingen war es ihr wichtig, darauf hinzuweisen, dass der Erzählforschung nun endlich der ihr gebührende Platz im Rahmen der wichtigsten Bereiche der Kulturforschung zuerkannt werden müsse. Das „Erzählen“ als Kulturträger ersten Ranges, das weit stärker als soziale Ereignisse von sichtbarer Ausdruckskraft die kulturellen Grenzen zwischen den Völkern durchdringt und oftmals beinahe unmerklich niederreißt, ist eine Größe im sozialen Wandel, die leider immer noch zu häufig unterschätzt wird, ungeachtet der Tatsache, dass sich an ihren Inhalten sowohl soziale Probleme als auch die Ängste und Hoffnungen der Menschen ablesen lassen.

Kurz und gut: Das Erzählen als wissenschaftliches Forschungsgebiet hat im Spiegel seiner Fachvertreter nun endlich unisono den gewichtigen Stellenwert erfahren, um als „unantastbares kulturelles Erbe“ im Sinne der Vorgaben der UNESCO zu gelten.

Die Höhepunkte der Tagung waren vor allem die Plenarvorträge, die der Öffentlichkeit zugänglich waren. Es würde den Rahmen allerdings sprengen, hier alle Redner – es waren weit über dreißig – und Themen einzeln und im Detail aufzuzählen. Ich kann also nur aus subjektiver Sicht berichten und dabei besonders den Vortrag von Herrn Prof. Siegfried Neumann aus Rostock am Dienstag Vormittag zum Thema „Fremdes und Eigenes im Kontrast –

Erzählen zwischen Flüchtlingen und Einheimischen in Mecklenburg“ hervorheben. Was Herrn Prof. Neumann hier in einem spannenden Referat geglückt ist, war die faszinierende Verbindung von wissenschaftlicher Objektivation und persönlich Erlebtem. Man konnte während seiner Rede mitfühlen, wie der Forscher selbst zum Erzähler seiner eigenen Kindheit wurde, die heute, Jahrzehnte später, im Bild des Wissenschaftlers völlig neue und rationale Kriterien der Bewertung erfährt. Es war eine Kindheit, die geprägt war von der Erfahrung der Vertreibung im und nach dem Zweiten Weltkrieg und der anschließenden Integration in eine bereits bestehende und festgefügte konservative Gesellschaft. Dem Zuhörer bot sich das Bild einer Kindheit, die im Spannungsfeld zwischen „Alt- und Neubauern“ manchmal erniedrigende, aber andererseits auch bestärkende und prägende Erlebnisse hervorbrachte. Gerne hätte auch ich diesen faszinierenden Erzählungen noch länger gelauscht, doch die Redezeit betrug nun einmal leider nur knapp eine Stunde und so mussten wir uns mit einem kurzen Einblick in eine uns heute fremd gewordene Zeit begnügen.

Nicht minder erfolgreich war auch der Abendvortrag von Herrn Prof. Lutz Röhrich aus Freiburg i. Breisgau im Spielsaal der Augsburger Puppenkiste noch am selben Tag; verbunden mit der Besonderheit, dass die Kunst des Redners, Witze zu erzählen, inzwischen beinahe selbst „sprichwörtlich“ geworden ist. Der Vortrag mit dem Thema „Der Blick auf andere Kulturen im interethnischen Witz“ entführte seine Zuhörer deshalb mit Charme in eine uns allen nur allzu gut bekannte Welt der gegenseitigen Vorurteile. Diese entlocken uns notgedrungen so manche „Ortsneckereien“, über die man beinahe zwangsläufig lachen muss, auch wenn dabei die Ironie im Vordergrund steht und man am Ende der Erzählung selbst der „Dumme“ ist. Bei aller guten Laune, die Herr Prof. Röhrich mit seinen Witzen bei den vielen Gästen verbreitete, war es ihm doch auch ein wichtiges Anliegen, darauf hinzuweisen, wo der Witz die Grenze zur „Geschmacklosigkeit“ überschreitet; wo also die Unterhaltung des Erzählens zum kriminellen Vorurteil wird, das fremde Kulturen auf eine erschreckende Weise entwürdigt und diskriminiert. Bei alledem bleibt mir nur noch, am Schluss meines Berichtes all denen zu danken, ohne deren Mitwirkung das Rahmenprogramm und die Eröffnung des Kongresses in dieser Ausführlichkeit und Perfektion niemals zustande gekommen wäre.

## Musealog

Eine Praxisausbildung für Kulturwissenschaftler

*zusammengestellt von Andrea Hartl*

**Z**usammen mit sieben Museen der Weser-Ems-Region und der Arbeitsverwaltung qualifiziert Musealog Kulturwissenschaftler aus dem gesamten Bundesgebiet für eine moderne Museums- und Kulturarbeit. Neben aktuellen Aspekten des Kulturmanagements gehören dazu Kenntnisse im Informationsmanagement zur Verwaltung und Dokumentation von Museumsobjekten.

Das Besondere an Musealog ist der hohe Praxisanteil. Die Teilnehmer sind 11 Monate lang auf zwei der sieben Museen verteilt und erarbeiten in diesem Zeitraum ein bestimmtes Konvolut an Sachkultur. Hauptziel ist die Inventarisierung und Dokumentation von Kunst und Sachkultur. Sie erfassen die Objekte wissenschaftlich, inventarisieren sie in EDV-Inventarisierungsprogrammen (wie first rumos, Hida, artefact storager), fotografieren die Objekte digital und verknüpfen Bild und Text. Weiterhin bauen sie eine Objektdatenbank auf und haben die Chance, in dem Zeitraum eigene kleine Ausstellungen und Publikationen zu gestalten oder Hospitationen in den anderen fünf Museen zu machen. Die Teilnehmer werden wöchentlich in EDV geschult und erhalten monatlich Kompaktseminare zu museumsrelevanten Themen wie Ausstellungsgestaltung, Besucherevaluation, Kulturfundraising, Bewerbungstraining etc.

Weiterhin werden gerade Vorbereitungen für eine neue Fortbildungsmaßnahme getroffen, die sich ebenfalls an arbeitslose Geisteswissenschaftler wendet. Bei Regialog geht es um die kulturhistorische Vermarktung. Ein Teilnehmer wird hierbei jeweils in einem der sieben Museen untergebracht, und ein zweiter kommt in die entsprechende Tourismuseinrichtung vor Ort. Diese beiden ermitteln den kulturhistorischen Bedarf, erarbeiten ein gemeinsames Projekt – wie z.B. einen Internetauftritt oder einen Kulturführer – und setzen dies in dem Projektzeitraum um. Nach der Hälfte der Zeit tauschen beide den Standort, damit jeder die Bedürfnisse beider Institutionen kennenlernt und entsprechend Erfahrungen sammeln kann. Der personelle Bedarf für solch ausgebildetes Personal, aber auch das Interesse an so einer Fortbildung scheint sehr hoch zu sein; bereits noch vor Erscheinen der ZEIT-Anzeige gingen viele Anfragen ein.

## **Musealog – Wissen und Vernetzung für die Museen**

Musealog ist mehr als nur eine Weiterbildungsmaßnahme, die arbeitssuchende Wissenschaftler für den Arbeitsmarkt qualifiziert.

Musealog ist zugleich ein Verbundprojekt von sieben Museen in der Region Weser-Ems, die in Zusammenarbeit mit Musealog inhaltliche und technische Neuerungen für ihre Häuser entwickeln. Mit Hilfe des Projektes modernisierten sie die Verwaltung ihrer Sammlungsbestände und stellten sie auf EDV um - von der Karteikarte zum schnellen Zugriff aller Daten auf dem Rechner, vom Fotonegativ zum digitalisierten Bildarchiv auf CD-ROM.

Als zweiten Schritt initiierten die Museen eine regionale Objektdatenbank. Dieses Datenbankprojekt dient der Information und dem gegenseitigen Austausch der gewonnenen Datenbestände. Auf diese Weise können gemeinsame thematische Ausstellungen, Publikationen und Präsentationen schneller und effizienter herausgebracht werden.

Diese Objektdatenbank wird demnächst in das World Wide Web gestellt und ist dann der Öffentlichkeit kostenlos zugänglich. Verborgene Schätze kommen hier ans Tageslicht.

In einem dritten Schritt entsteht der Aufbau eines Kulturportals Nord-West im Internet, das ebenfalls demnächst der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Musealog versteht sich damit als ein Baustein zur Förderung kulturhistorischer Ziele in der Region. Denn eine Reise ins Weser-Ems-Gebiet beginnt immer öfter durch im voraus gesammelte Informationen und Anregungen im Internet.

## **Chancen für die Teilnehmer**

Bisher nahmen ca. 100 Kulturwissenschaftler an Musealog teil. Von den Absolventen der ersten drei Jahrgänge konnten zwischen 50 und 70% bundesweit vor allem im Museums- und Kulturbereich vermittelt werden. In der Regel handelt es sich dabei zunächst um befristete Anstellungen, in denen die Absolventen weitere Berufserfahrung sammeln können. Die Vermittlungsquote bei Musealog IV lag bei 68%. Seit diesem Jahrgang konnten immer mehr Teilnehmer in unbefristete Verhältnisse übernommen werden.

Das Sammeln und Dokumentieren der eigenen Bestände gehört zu den Grundaufgaben des Museums. Dennoch kommen die neuen Möglichkeiten der EDV zur Dokumentation der gesammelten Objekte erst in einem Drittel aller deutschen Museen zum Einsatz – laut statistischer Erhebung des

Instituts für Museumskunde in Berlin. Zunehmend mehr Museen erkennen jedoch, dass eine fachgerechte und zeitgemäße Dokumentation ihrer Bestände unerlässlich ist.

Hier eröffnet sich den Absolventen von Musealog ein neues Aufgabenfeld. In seinem Mittelpunkt steht das allgemeine Informationsmanagement mit Hilfe der EDV: Im Museum beginnen dessen Aufgaben mit der Organisation, Inventarisierung und Dokumentation der Sammlungsgegenstände, und sie betreffen bis hin zur Außenpräsentation – etwa im Internet – alle Arbeitsbereiche des Museums.

Darüber hinaus erhalten die Teilnehmer umfangreichen Einblick in weitere Arbeitsfelder des Museums wie Projektmanagement, Ausstellungsgestaltung, Evaluation, Fundraising und Sponsoring. Diese zusätzlichen Qualifikationen gewinnen auf dem Arbeitsmarkt immer mehr an Bedeutung und erhöhen die Chancen der Teilnehmer.

Als Service für Museen und andere Arbeitgeber hat Musealog auf seiner Homepage eine „Teilnehmerbörse“ mit Angaben zu den Absolventen des Projektes eingerichtet: <http://www.musealog.de/teilnehmer.htm>

### **Zahlen – Daten – Fakten:**

- Musealog besteht seit 1997 als Weiterbildungs- und Verbundprojekt
- jeder Lehrgang dauert 11 Monate und hat in der Regel 17-20 Teilnehmer
- die Teilnehmer sind Kulturwissenschaftler aus dem ganzen Bundesgebiet aus den Fachbereichen: Kunstgeschichte, Geschichte, Volks- und Völkerkunde, Archäologie sowie aus verwandten Fachgebieten
- Träger des Projektes ist der Verein zum Erfassen, Erschließen und Erhalten der historischen Sachkultur im Weser-Ems-Gebiet e.V.
- mit der Durchführung des Projektes sind sieben Museen der Region betraut: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Freilichtmuseum Cloppenburg, Ostfriesisches Landesmuseum Emden, Schlossmuseum Jever, Emslandmuseum Lingen, Emslandmuseum für Industrie und Technik Papenburg
- finanziert wird das Projekt über die Arbeitsverwaltung, den Europäischen Sozialfond und die Bezirksregierung Weser-Ems.

## **Qualifikation – Innovation – Kooperation**

Der Einsatz der neuen technischen Kommunikationsmöglichkeiten gewinnt für die Vermittlungsarbeit der Museen zunehmend an Bedeutung. Die zur Nutzung dieser neuen Techniken erforderliche Sammlungsdokumentation und Verwaltung ist ein wesentlicher Bestandteil der Weiterbildung. Dazu gehören im Einzelnen:

- Konzeption und Durchführung von Strukturanalysen zur Vorbereitung von Inventarisierungsvorhaben
- Überblick über standardisierte Datenformate und Terminologien
- Überblick über Möglichkeiten und Grenzen von Datenbankmanagementsystemen
- Bilddigitalisierung und Bearbeitung am PC
- Publizieren von Datenbanken im WWW oder auf CD-ROM.

Die projektbezogene Dokumentation zur Vorbereitung von Präsentationen der Museen in der Öffentlichkeit steht dabei im Vordergrund.

Die Weiterbildung umfasst wöchentliche Schulungen in EDV und Dokumentation sowie acht Kompaktseminare (Museumsmanagement, Museumsmarketing / Sponsoring / Öffentlichkeitsarbeit, Ausstellungsgestaltung und Evaluation, Umgang mit Museumsgut und seine Bewahrung, Objektfotografie und digitale Bildbearbeitung, Einsatz neuer Medien im Museum, Teamarbeit und Teamentwicklung). Sie dienen der Einführung und schwerpunktmäßigen Vertiefung der Fortbildungsinhalte im Bereich der modernen Museums- und Kulturarbeit.

Die Teilnehmerzahl beläuft sich auf ca. 20 Personen, verteilt auf die sieben Standorte, die alle über eine aktuelle PC-Ausstattung und Internet-Anschluss verfügen.

Nach fünf Monaten findet ein Wechsel in ein weiteres Museum statt. Außerdem bietet eine Hospitationsphase die Gelegenheit, „hinter die Kulissen“ der anderen Häuser zu schauen.

## **Regialog – Kultur und Tourismus**

Der Einsatz von EDV und Internet gewinnt für das Marketing von Kultur- und Tourismuseinrichtungen zunehmend an Bedeutung. Im Zuge dieser Entwicklung entstehen zur Zeit ganz neue Berufsfelder. Um auf die veränderten Anforderungen des Arbeitsmarktes reagieren zu können, bietet Regialog unter anderem eine Einführung in folgende Bereiche:



- Konzeption und Durchführung von Strukturanalysen zur Planung effektiver Öffentlichkeitsarbeit
  - Besucherforschung
  - Einsatz neuester Informations- und Präsentationstechniken im Bereich der Kulturvermarktung
  - Vorbereiten, Erstellen und Publizieren von Online-Angeboten im WWW.
- Die projektbezogene Mitarbeit in Museen und Tourismuseinrichtungen steht dabei im Vordergrund.

Die Weiterbildung umfasst wöchentliche Schulungen zum Ausbau der EDV- und Medienkompetenz sowie acht Kompaktseminare. Sie dienen der Einführung und schwerpunktmäßigen Vertiefung der Fortbildungsinhalte im Bereich der modernen Kultur- und Öffentlichkeitsarbeit am Schnittpunkt zwischen Museum und Tourismus.

Die Teilnehmerzahl beläuft sich auf ca. 14 Personen, verteilt auf 14 Einrichtungen an sieben Standorten.

Nach sechs Monaten findet ein Wechsel zwischen dem jeweiligen Museum und der Tourismuseinrichtung statt.

### **Für weitere Informationen:**

Verein zum Erfassen, Erschließen und Erhalten der historischen Sachkultur  
im Weser-Ems-Gebiet e.V.

Geschäftsstelle Musealog

Rathaus am Delft

26721 Emden

Tel: 04921-997206

eMail: [musealog@t-online.de](mailto:musealog@t-online.de) bzw. [info@regialog.de](mailto:info@regialog.de)

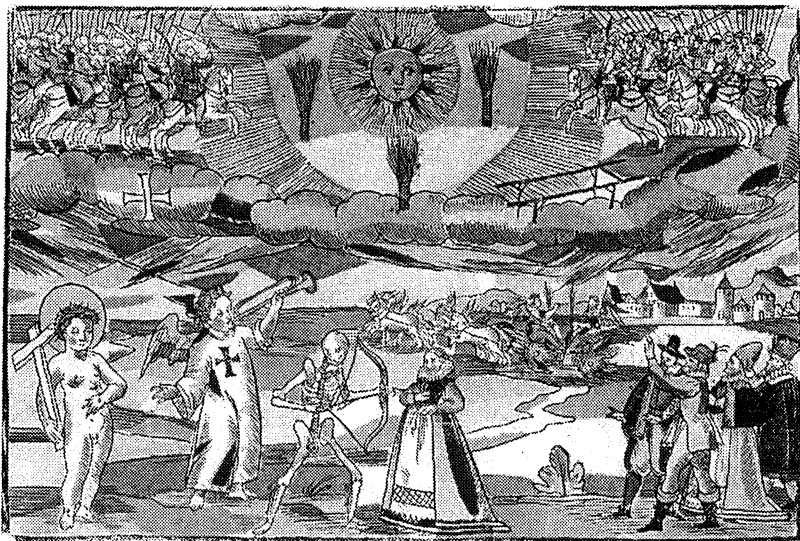
<http://www.musealog.de>

BAYERISCHE SCHRIFTEN ZUR VOLKSKUNDE

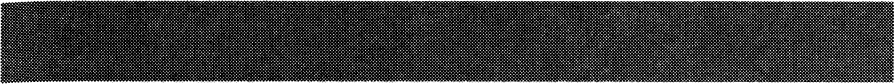
Michaela Schwegler

„Erschröckliches Wunderzeichen“  
oder „natürliches Phänomen“?

Frühneuzeitliche Wunderzeichenberichte  
aus der Sicht der Wissenschaft



München 2002



Himmelszeichen, Blutwunder, Kornregen, Geister, Scheintote und andere Wunderzeichen – sie alle waren im frühneuzeitlichen Weltbild fest verankert. Regelmäßig erschienen Flugblätter und Flugschriften, die von solchen *erschrecklichen* und *wunderbarlichen* Zeichen berichteten. Um die Wende zum 18. Jahrhundert jedoch verebbten diese Berichte nahezu schlagartig. Bedeutete dies etwa, daß Gott den Menschen keine derartigen Zeichen mehr schickte?

Dieser bisher von der Forschung unbeachteten Frage geht die vorliegende Untersuchung nach. Sie zeigt, daß die Stoffe keineswegs mit den Flugblatt- und Flugschrift-Berichten verschwanden, jedoch nun nicht mehr unhinterfragt hingenommen wurden. Wissenschaftler versuchten, natürliche Erklärungen der angeblichen *Wunder* zu finden. Was bei diesen Auseinandersetzungen zwischen Theologen, Medizinern, Physikern, Chemikern und anderen Wissenschaftlern herauskam, was sie zur Aufklärung der Menschen beitragen konnten, was dennoch an Wunderbarem übrigblieb, darüber gibt dieses Buch Aufschluß.

**Bezugsadresse:**

Institut für Volkskunde, Barer Str. 13, 80333 München  
Tel. 089/515561-3; Fax: 089/515561-41;  
E-Mail: [Inst.f.Volkskde@lrz.badw-muenchen.de](mailto:Inst.f.Volkskde@lrz.badw-muenchen.de)

ISBN 3-7696-0457-1

## Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit

*besprochen von Stefanie Dorffmeister*

Das Buch „Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit“ von Edmund Ballhaus lehnt sich an eine Arbeitstagung in Göttingen 1999 an mit dem Titel „Annäherung, Kooperation oder Kollision? Kulturwissenschaftlicher Film und Fernsehen“. 17 Volks- und Völkerkundler, Mitarbeiter aus Fernsehredaktionen und freie Dokumentarfilmschaffende haben sich mit diesem Thema befasst und 18 verschiedene Beiträge dazu geliefert. Untergliedert ist das Buch in vier thematische Schwerpunkte: a) Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit b) Standortbestimmungen und Perspektiven c) Kooperation und Kollision d) Visuelle Diskurse und Authentizitätsstrategien.

In „Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit“ setzen sich vier Autoren mit der Frage auseinander, auf welchen Wegen die Kulturwissenschaft der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann und wo sie im Vergleich zu anderen Disziplinen zu verorten ist. Regina Bendix macht mit ihrem Aufsatz „Kulturwissenschaftliche Praxis, Vermittlung und Popularisierung“ den Anfang. Sie geht auf die Schwierigkeiten und Probleme ein, die der Vermittlungsprozess von Kulturwissenschaft für die breite Öffentlichkeit mit sich bringt. Anhand eines Fallbeispiels, der Publikation eines Fachbuches, erläutert Bendix anschaulich die Barrieren, die es zu überwinden gilt: von der Gefahr, als publizierender Autor im wissenschaftlichen Diskurs nicht mehr ernst genommen zu werden bis hin zu den kommerziellen Interessen der Verlagshäuser, die wesentliche Inhalte zu Gunsten besserer Marktfähigkeit streichen.

Auch Konrad Köstlin stimmt der Notwendigkeit zu, Wissenschaftliches publik zu machen. In seinem Beitrag „Joint Ventures: Wissenschaft und Leben. Oder: Der Alltag als Wagnis“ kritisiert er jedoch, dass die Kulturwissenschaft mit ihrer Alltagsnähe längst der Legitimation von trivialen Ereignissen dienen würde. Damit Wissenschaft angemessene Erfahrungen machen könne, müsse sie eine humane, menschenwürdige Deutung erfahren (S. 38). Vor diesem Hintergrund definiert Köstlin den Begriff „Transfer“ neu und kommt zu dem Schluss, dass dieser als ein zweiseitiger Vermittlungsprozess zu sehen ist. Die Kulturwissenschaft sei auf die sich ständig wandelnden gesellschaftlichen Impulse angewiesen, um offen für eine sich stets neu definierende, Wirklichkeit zu bleiben. Auch Dieter Kramer sieht die Reaktion auf gesell-

schaftlichen Wandel als wichtige Zielsetzung für die Wissenschaft. In seinem Beitrag „Museen als Institutionen kultureller Öffentlichkeit“ hebt er es sogar als Pflicht hervor, dass Museen auf die Wandlungsfähigkeit der Gesellschaft eingehen, um damit für die Öffentlichkeit, sprich die Besucher, attraktiv zu bleiben. Kramer sieht außerdem die Verantwortung der Museen vernachlässigt, die Vielfalt der menschlichen Lebensmöglichkeiten darzustellen. Das neu hinzukommende ökonomische Denken und seine Konzepte brächten die Gefahr, dass nun hauptsächlich Hochkulturen, Exotismus und Eliten ausgestellt würden.

„Jeder beobachtet jeden“, so lautet der Beitrag von Christoph Köck. Darin befasst er sich mit Beobachtungsformen in unserer Gesellschaft, also mit der Frage: Wie beobachten sich Menschen untereinander im Alltag? Köck unterscheidet zwischen zwei Formen und zieht dabei auch Niklas Luhmanns Definition und Differenzierung von Beobachtung heran. Weiter stellt er zur Debatte, ob Schriftsteller, Künstler etc. bessere Beobachter seien als die Kulturwissenschaftler. Er fordert „ein systematisches Entwirren“ des „unübersichtlichen Netz(es) der Beobachtungen“ (S. 55) und damit eine Aufteilung der Wissenschaftler auf die entsprechenden Tätigkeitsfelder.

Im Kapitel „Standortbestimmungen und Perspektiven“ geht es darum, mit welchen Mitteln sich Kulturwissenschaft in unserer heutigen vernetzten Welt behaupten kann und welche Rolle dabei dem wissenschaftlichen Film zukommt. In dem Beitrag „Strategien kulturwissenschaftlicher Repräsentation in der Spätmoderne“ stellt Rainer Alsheimer fest, dass die Kulturwissenschaft auch heute noch vor allem schriftlich und mündlich vermittelt wird. Eine Weiterentwicklung sieht er in der Multimedialisierung, deren idealer Ort vor allem das Museum sei. Dem kulturwissenschaftlichen Film und dem Internet misst Alsheimer dabei besondere Bedeutung bei, weist neben den Vorteilen aber auch auf die Grenzen hin, die sich in der Zusammenarbeit mit dem Fernsehen auftun.

Auch Edmund Ballhaus sieht im wissenschaftlichen Film neue Chancen für die Medialisierung im Museum. In seinem Beitrag „Altes Medium in neuem Gewand. Film und Interaktivität im Museum“ zeigt er die Problematik auf, dass in einigen Ausstellungen die Medien „zum Selbstzweck werden“ (S. 93) und sich vor die Exponate drängen würden. Trotzdem sei der wissenschaftliche Film ein geeignetes Medium für den Einsatz im Museum, wenn das Konzept und die Produktion so konzipiert würden, dass die mediale Präsentation im Einklang mit den Exponaten steht.

In „Sammeln und Bewahren?“ gibt Ellen N. Henkel einen interessanten Einblick in die Geschichte des wissenschaftlichen Films. Henkel hebt dabei vor allem die herausragenden Filme der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde hervor. Sie vergleicht die aktuelle Situation des wissenschaftlichen Films in der Schweiz mit der in Deutschland und kritisiert: „Während man in der Schweiz bereits in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich volkskundliche Filme in Fernsehen und Kino veröffentlichte, gestaltet sich die Annäherung zwischen Wissenschaft und Fernsehen in Deutschland schwieriger“ (S. 114).

Joachim Wossidlo erläutert in „Dokumentarfilm als Prozess“, auf welche Barrieren der wissenschaftliche Film im Kommunikationsprozess stoßen kann. Die Problematik bestehe darin, so Wossidlo, dass der Film zwischen den drei Komponenten Filmemacher, Gefilmte und Zuschauer stecke, aber auch gleichzeitig Übersetzungsarbeit leisten und Wissenschaftlichkeit beweisen müsse. Die Machart des Films entscheide letztlich über den Grad der Wissenschaftlichkeit.

Das dritte Kapitel „Kooperation und Kollision“ berichtet über erfolgreiche und fehlgeschlagene Versuche der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Fernsehen. Walter Dehnerts Aufsatz „Volkskundlicher Film im Fernsehen: Die Filmautorin Ingeborg Weber-Kellermann“ hat die filmische Arbeit der bekannten Wissenschaftlerin zum Thema. Ihre Werke hätten eine beispielhafte Annäherung zwischen Wissenschaft und Fernsehen ermöglicht, so der Autor. Dehnerts Aufsatz enthält große Stücke eines Interviews mit Weber-Kellermann aus dem Jahr 1989. Darin erzählt diese von den Problemen, die sich in der Kooperation mit dem Fernsehen ergeben können. In „Gefährlich ehrlich. Der dokumentarische Blick: Ein nicht alltägliches Fernsehprojekt“ berichtet der NDR-Fernsehredakteur Michael Rabe von seiner Arbeit über die Sendereihe „Der dokumentarische Blick“. Er lässt die Entstehung der Reihe bis zu ihrem Ende Revue passieren und macht anhand seiner Erfahrungen deutlich, dass es nicht selten zu Problemen kommt, wenn Menschen in unterschiedlichen Positionen - und daher mit Standort- und Perspektivdifferenzen - einheitliche Entscheidungen treffen sollen. Außerdem hätten auch die Senderphilosophie und die Einschaltquoten beim Fernsehen großen Einfluss auf das Entstehen und das Absetzen einer Sendung.

Auch Benedikt Kuby schildert in „Vom Glück und anderen Unwägbarkeiten eines Filmemachers“ eigene Erfahrungen mit Film und Fernsehen. Er erzählt, welche Mühen damit verbunden sind, aus einer lang gehegten Idee

Wirklichkeit werden zu lassen: Finanzierung, Budget- und Zeitlimit des Senders, Konzeptfindung etc. In erster Linie wirke sich jedoch die Zusammenarbeit zwischen Filmemacher und Protagonist auf das Gelingen oder das Missglücken eines Filmprojekts aus. Wichtigste Mittel seien dabei Einfühlbarkeit und geduldiges Handeln. Auch Edmund Ballhaus hebt die Kontaktpflege zum Protagonisten hervor, ebenso wie die Unabdingbarkeit eines geeigneten Konzepts und der Methodik. In „Ein Thema - unterschiedliche Sichtweisen. Zur Dokumentation eines Junggesellenbrauches im wissenschaftlichen Film und Fernsehen“ kritisiert Ballhaus die häufig unüberlegte Herangehensweise des Fernsehens an komplexe wissenschaftliche Themen. Die „flüchtig recherchierte und realisierte Dokumentationsform“ (S. 193) wäre auf dem Vormarsch, und die auf Genauigkeit und lange Feldforschung ausgelegten Dokumentationen würden zurückgedrängt.

Kritisch hinterfragt Grit Lemke in ihrem Beitrag „Topf und Tiegel. Oder: Plädoyer für einen guten Dokumentarfilm“ die Qualität von Fernsehdokumentationen. Dabei reflektiert sie selbstkritisch ihre eigene Zusammenarbeit mit dem Fernsehen. Damit eine gute Kooperation von Wissenschaft und Fernsehen gewährleistet werden kann, müssen laut Lemke zwei Dinge vorausgesetzt werden: Kompromissbereitschaft und Vertrauen.

„Offene Kanäle - eine Chance für den kulturwissenschaftlichen Film?“ heißt der Aufsatz von Eckhard Schenke, der den Abschluss des dritten Kapitels bildet. Darin bringt Schenke die Offenen Kanäle als „dritte Säule“ (S. 215) in der Fernsehlandschaft zur Sprache. Er erläutert die Struktur sowie die Vor- und Nachteile der Non-Profit-Institutionen. Schenke sieht in den Offenen Kanälen eine bisher ungenutzte Chance, den wissenschaftlichen Film auf einfache Art einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Im letzten und vierten Kapitel werden Überlegungen angestellt, ob methodisch und inhaltlich ähnliche visuelle Diskurse und Authentizitätsstrategien für den kulturwissenschaftlichen Film nutzbar gemacht werden können. So stellt sich Albrecht Witte in „Verlierer, Idioten, Amokläufer. Annäherung an das Dokumentarische im Spielfilm“ die Frage, ob es nicht eine ganze Reihe von Themen aus gesellschaftlichen Randbereichen gäbe, die im fiktionalen Film besser dargestellt werden könnten als im Dokumentarfilm. Dabei zieht der Autor Filme von Fassbinder, Kaurismäki bis hin zu Autoren der Dogma-Bewegung zur Analyse heran. Leider driftet der Autor in seinen Erläuterungen stark in technische und inhaltliche Einzelheiten ab, was dem weniger Filmerefahrenen langwierig und schwer nachvollziehbar erscheinen mag.

Torsten Näser geht in seinem Beitrag der Frage nach, ob Klaus Wildenhahns Filme -mit ihrer starken Anlehnung an die Filmsprache 'Direct Cinema'- heute noch als beispielhaftes Bindeglied zwischen Kulturwissenschaft und Fernsehen angesehen werden können: „Perspektivenwechsel. Die Filme Klaus Wildenhahns aus kulturwissenschaftlichem Blickwinkel“. Auch Dörthe Wilbers verfolgt eine ähnliche Fragestellung. In „Montierte Erkenntnis. Überlegungen zur Relevanz der Methoden Eberhard Fechners für den kulturwissenschaftlichen Film“ legt die Autorin dar, warum ihrer Meinung nach Fechners Filme und sein Montagestil für die Zukunft des kulturwissenschaftlichen Films von Nutzen sein können. Leider wird nach einer ausschweifenden Einführung in dem Aufsatz der Bezug zur Fragestellung nur ungenügend hergestellt. Auf welche Weise Fechners Filme in die Neuorientierung miteinbezogen werden sollen und wie dann die Zukunft des wissenschaftlichen Films aussähe, lässt die Autorin leider offen.

Im letzten Beitrag „Die Docu-Soap. Renaissance oder Ende des Dokumentarfilms im Fernsehen?“ beschäftigt sich Fritz Wolf mit dem Genre der Doku-Soaps. Die Zeit für diese Art der Dokumentation, so schreibt Fritz Wolf, sei reif: „Auf allen Kanälen lässt sich dieses Genre finden“ (S. 294), und ob es „nur eine Modeerscheinung sein wird, lässt sich noch schwer sagen“ (ebd.). Wolf analysiert das Wesen der Doku-Soaps und kommt zu dem Schluss, dass die Grenzen zwischen diesem und den anderen Genres verschwimmen würden. Die unterschiedlichen Sichtweisen und Perspektiven, die uns 'das Dokumentarische' biete, werfe für den kulturwissenschaftlichen Film die Frage nach neuen Strategien auf. Mit diesen Worten beschließt Fritz Wolf seinen Aufsatz und zieht damit gleichzeitig eine Art Fazit für das gesamte Buch: Es müssen neue Strategien für den kulturwissenschaftlichen Film gefunden werden, um einen effektiven Austausch zwischen Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit zu ermöglichen.

Die Aufteilung des Buches in vier Schwerpunkte und die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder der Autoren machen es möglich, dass sich der Leser mit der ganzen Bandbreite des Themas „Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit“ auseinandersetzen kann: Wo steht die Kulturwissenschaft heute und im Ländervergleich? Wie wichtig ist ein Austausch zwischen Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit? Welche Möglichkeiten bietet eine Zusammenarbeit mit dem Fernsehen? Wie kann eine Weiterentwicklung und Verbesserung im Austausch zwischen Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit stattfinden? Auf diese und weitere Fragen konnte das Buch Antworten geben und damit auch



mehr als nur einen Einblick in das Thema liefern. Lediglich im letzten Kapitel hätte man sich gewünscht, einige konkrete Zielsetzungen der Wissenschaft für die Zukunft vor Augen geführt zu bekommen.

Edmund Ballhaus: Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit. Münster u.a.: Waxmann 2001.

## Kulturgeschichte der „Kulturgeschichten“

*besprochen von Eva Appel*

Im Rahmen seiner bibliothekswissenschaftlichen Dissertation zeichnet Martin Eichhorn auf rund 300 Seiten die Entwicklung des Buchtyps Kulturgeschichte nach, obwohl dieser eher unter literaturwissenschaftlichen als unter buchkundlichen Aspekten als eigene Gattung zu fassen ist.

Drei Themenkomplexe bilden das Gerüst der Untersuchung: die Beschreibung des Buchtyps Kulturgeschichte, die Darstellung seiner diachronen Entwicklung und die Frage nach dem (Hinter-)Grund für seinen großen Erfolg. Ergänzt wird dies durch 31 Porträts von Autoren, die Kulturgeschichten verfasst haben und in die Ergebnisse ihres Fragebogen-Interviews eingeflossen sind. Dadurch geben sie Einblick in die Motivation des Autors, eine Kulturgeschichte zu schreiben. Außerdem ist eine umfangreiche Bibliographie mit Kulturgeschichten von „Abiturienten“ bis „Zucker“ enthalten. Den Schwerpunkt legt Martin Eichhorn in seiner Untersuchung auf die Zeit nach 1945.

Die Gattung der Kulturgeschichten ist schwer einzuordnen. Eichhorn bezeichnet sie als Spielart des Sachbuches (S. 16, 204) und definiert sie als „Bücher, welche die Geschichte und Entwicklung singulärer konkreter und abstrakter Gegenstände en détail betrachten [...], das heißt, [...] Realien oder Mentalitäten diachron darstellen“ (S. 11).

Eichhorn ist sich durchaus der doppelten Bedeutung des Begriffs „Kulturgeschichte“ bewusst und geht auch darauf ein. Zuerst sei „Kulturgeschichte“ eine historische Disziplin und steht im Gegensatz zur politischen Geschichte bzw. Geschichtsschreibung. Kulturgeschichten in schriftlicher Form sind die daraus hervorgegangenen Publikationen. Bereits 1782 erschien Johann Christoph Adelungs „Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts“, ein Werk, das die Entwicklung der Menschheitsgeschichte behandelt, den Fortschritt, die (kulturellen) Leistungen der Menschheit. Dieses umfassende Verständnis von Kulturgeschichte setzt sich im 19. Jahrhundert fort, wobei zu Beginn schon sogenannte „Specialgeschichten“ über Teilbereiche der Kultur erschienen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzt eine Wendung des Interesses nach innen ein, das Wesen von Menschen, das sich auch in Dingen ausdrückt, interessiert sowie schließlich die Dinge selbst. Diesem Interesse wird zuerst in Sachbüchern, die in Romanform geschrieben

sind, Rechnung getragen. Es folgen Sachbücher, die sich alleine einer Sache widmen, wie zum Beispiel 1834 „Sage und Siegeszug des Kaffees: Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes“ von Heinrich Eduard Jacob. Der Begriff Kulturgeschichte bezeichnet also nicht nur eine Teildisziplin der Geschichte und eine Art von Publikationen, sondern unterliegt auch einem Bedeutungswandel. Außerdem weist Eichhorn darauf hin, dass das Fach Kulturgeschichte gespalten ist in einerseits Sachkultur und andererseits Ideen- und Mentalitätengeschichte, die allerdings zusammengeführt werden können, wenn man sich bei der Betrachtung einzelner Gegenstände nicht in Details verliert, sondern den vielen Sinnbezügen und dem verborgenen Sinn von Kulturgütern nachspürt. Hier ist ganz deutlich die Verbindung von Kulturgeschichte zur Volkskunde zu erkennen, deren Bestreben es in der Sachkulturforschung ja ist, den Gegenstand in den Zusammenhang einer menschlichen Lebenswelt zu stellen und eine Aussage über seinen Hersteller, Besitzer, Benutzer etc. zu machen.

Eichhorn bezeichnet deshalb die Volkskunde auch als Wegbereiter der Gattung Kulturgeschichte und misst ihr dabei eine wichtige Rolle zu. Mit ihrer Hinwendung zum Alltäglichen [- und Gegenwärtigen!] im 19. Jahrhundert beeinflusste sie nicht nur die Wahl der Dinge, sondern auch die Darstellungsweise und wertete darüber hinaus alltägliche Gegenstände und Tätigkeiten auf.

Dies trifft auch heute auf Veröffentlichungen zu, die „Kulturgeschichte“ im Titel tragen, um damit den banalen Gegenstand aufzuwerten. Demnach wird der Begriff Kulturgeschichte durchaus als Marketing-Werkzeug verwendet. Aber warum sind Kulturgeschichten heute so beliebt und stoßen auf so großes Interesse?

Martin Eichhorn sieht den Hauptgrund in der Vergangenheitszugewandtheit der Menschen. Diese führt er mit dem Philosophen Hermann Lübbe darauf zurück, dass wir in einer Periode tiefgreifenden Wandels leben, der sich auch immer schneller vollzieht. Dies schafft Entwurzelung, Desorientiertheit und Unsicherheit. Kulturgeschichten kompensieren diesen Vertrauensschwund nun mit Dingen, die Zeugen einer früheren Zeit sind. Sie wirken identitätsstiftend, indem sie Wurzeln aufzeigen: so war's früher. Es ist auch nicht zu übersehen, dass die zeitliche Entfernung eine Romantisierung bewirken kann, die allerdings befriedigende Antwort auf die Sehnsucht nach einem früher angeblich besseren und unbeschwerteren Leben gibt. „Der Mensch besinnt sich auf Vertrautes bzw. Vertraut-Geglaubtes“ (S. 105), um so die Sicherheit in seiner Lebenswelt zurückzugewinnen. Dazu mischt sich „Angst vor der

Zukunft, die auf die Sorge um die Dinge abfährt“ (S. 105). Es ist auch zu bedenken, ob ganz konkrete Dinge bei zunehmender Virtualität eine besondere Anziehung ausüben.

Gerade aufgrund dieser Überlegungen, welche Rolle die Kulturgeschichten als Epiphänomen der Vergangenheitszugewandtheit (S. 110) für ihre Autoren und Leser in ihrer Lebenswirklichkeit spielen, ist die „Kulturgeschichte der Kulturgeschichten“ ein beachtenswertes Buch für das Fach Volkskunde.

Martin Eichhorn: Kulturgeschichte der „Kulturgeschichten“. Typologie einer Literaturgattung. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002 (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft, Band 417-2002)

## **Magie. Zur Geschichte des Streits um die magischen Künste**

*besprochen von Michaela Schwegler*

Dem Titel nach erhebt Karl-Heinz Göttert's Buch einen hohen Anspruch: Es möchte die Diskussion um die magischen Künste innerhalb unterschiedlichster Wissenschaftsdisziplinen in einem historischen Überblick von der Antike bis zur Aufklärung nachvollziehen. Die Frage ist nun: Konnte Göttert diesen hohen Anspruch einlösen?

Göttert beginnt seine historische Studie bei Platon und Aristoteles. Auch wenn die Geschichte der Magie bereits mit der Geschichte des Menschen beginnt, so setzt das Nachdenken über die Magie – und damit auch das vorliegende Buch – erst in der Antike ein. Das Weltbild der Antike vertraute auf das Wissen vom Wesen der Dinge. Erschüttert wurde dieses Kosmosvertrauen durch das gnostische Denken, das die Schöpfung für eine Katastrophe hielt und die Wurzel für die Vorstellung vom Teufelspakt und für die schwarze Magie bildete.

Eine zentrale magische Technik in der Antike war die Wahrsagung. Während bei den Griechen Seher und Orakel wie selbstverständlich zum Alltagsleben gehörten, war es bei den Römern die Deutung von Eingeweiden, Vogelflug oder Naturerscheinungen. Gegen Ende der römischen Republik wurde jedoch das private Schicksal als immer wichtiger erachtet. Die Wahrsagung wurde mit ihren falschen Grundlagen und gefährlichen Versprechungen aus dem Kreis der Wissenschaften verabschiedet.

Um eine der wichtigsten magischen Künste geht es im fünften Kapitel, nämlich die Astrologie. Diese wurde bereits kurz vor Christi Geburt unter griechischem Einfluss systematisiert und zur Wissenschaft gemacht. Sie war zunächst "ein Gemisch von astronomischen Beobachtungen im Zusammenhang von Kalenderfeststellungen und einer Religion, die die Vorherbestimmtheit alles Schicksals lehrte" (S. 61). Die schon bald einsetzende Astrologiekritik nannte als Hauptargumente das ungleiche Schicksal von Zwillingen sowie die Bedrohung der Freiheit.

Auch wenn Kaiser und Päpste im Hochmittelalter Astrologen beschäftigten, lehnt die Kirche mit dem Verweis auf die Wunder Jesu die Magie als faulen Zauber ab. Plotin gründete einen Neuplatonismus, auf den das ganze Christentum Bezug nahm und der von einem Stufenkosmos ausging. Es

gebe zwar übernatürliche Wirkungen, indem der Mensch die Kräfte des Höheren auf sich herabziehen könne, doch sei diese Art von Magie streng von der platten Zauberei zu trennen. Hinsichtlich der Astrologie vertrat Plotin deshalb die Ansicht, dass die Sterne nichts bewirken, jedoch durchaus etwas anzeigen können.

Eine weitere magische Kunst neben der Astrologie behandelt Göttert im siebten Kapitel, nämlich die Alchemie. Sie wurde als Kunst der Verwandlung verstanden und war zunächst nicht experimentell ausgerichtet, sondern eine reine Buchwissenschaft. Eine andere Form der Alchemie beschäftigte sich mit der Beschreibung von Materialien, Hilfsmitteln und Verfahren, die in der Goldmacherei gipfelte. Dabei ging man davon aus, dass die Natur selbst die Metalle verwandelt und die Arbeit des Alchemisten nur im Inangasetzen dieser natürlichen Wandlungsprozesse besteht.

Schwere Zweifel an der Alchemie äußerte u.a. Albertus Magnus. Bei der Goldmacherei handle es sich um Fälschungen und Verfärbungen, aber nicht um Verwandlungen. Auch die Astrologie lehnte Albertus Magnus in ihrer Normalform ab: Es gebe keinen Beweis für den Einfluss der Sterne, außerdem wirkten sie höchstens auf den Körper des Menschen, nicht jedoch auf dessen Seele. Trotz dieser Ablehnung war Albertus Magnus Verfechter einer neuen Form der Astrologie, die von dem Einfluss der Planeten mittels Amuletten und Talismanen ausging. Der mathematisch fundierten, astronomisch orientierten stand somit eine philosophisch fundierte, mystisch orientierte Astrologie gegenüber.

Die gnostische Lehre bildet, wie Göttert in seinem Buch herausarbeitet, die Grundlage für viele magische Künste, so auch für die Dämonenlehre. Bereits Augustinus betrachtete die Dämonen als gnostischen Rest, der bekämpft werden müsse. Denn Dämonen nehmen eine gefährliche Mittlerstelle ein und richten sich gegen den Gottesstaat. Thomas von Aquin verschärfte die augustinische Lehre noch, indem er davon ausging, dass Wahrsagen nur auf einem Dämonenpakt beruhen könne. Diese These nimmt Johannes Hartlieb Mitte des 15. Jahrhunderts wieder auf. In seinem "Buch aller verbotenen Künste" beschreibt er die falsche Magie, die mit Hilfe der Dämonen geschehe und einen Abfall von Gott bedeute.

Trotz dieser Einsprüche meldeten sich die alten magischen Vorstellungen auch in der Renaissance noch zu Wort. So griff Marsilio Ficino Ende des 15. Jahrhunderts auf die Lehre von Sympathie und Antipathie, den Neuplatonismus und die Aspektenlehre zurück. Er versuchte, daraus medizinische Anleitungen zu erarbeiten. Er ging davon aus, dass jeder Körperteil einen

Bezugspunkt zum Himmel hat und jedes Einzelschicksal von den Sternen dirigiert wird. Damit lieferte er eine medizinische Theorie auf astrologischer Basis, die der Medizin eine neue Grundlage, der Astrologie neue Anerkennung verschaffte.

Doch auch zu dieser Theorie gab es Gegenstimmen, u.a. von Pico della Mirandola, welcher der platt anwendungsbezogenen Astrologie eine philosophische Magie entgegensetzt. Hauptthesen der Astrologiegegner waren die Unlesbarkeit der Sterne und die fehlende Ähnlichkeit zwischen Materiellem und Geistigem. Pico wollte die Erkenntnis auf die Wahrnehmbarkeit reduzieren: Alle Bewegungen am Himmel erfolgen aus sich selbst heraus, das Schicksal hängt nicht von den Sternen ab. Auf diese Argumentation beriefen sich künftig sämtliche Astrologiegegner.

Trotz seiner Ablehnung der Astrologie befasste sich Pico mit einer anderen Art von Magie, nämlich der Kabbala. Diese geht davon aus, dass alle Kräfte der Natur durch den Namen Gottes entfesselt werden können. Das Wort und die Zahlen werden nun zum Stein der Weisen. Wissen könne man nicht durch Forschen erlangen, sondern durch Kontemplation. Ohne Mathematik ist keine Magie möglich.

Das bereits im Mittelalter aufgestellte System einer alchemistischen Medizin greift Paracelsus im 16. Jahrhundert wieder auf und versucht, diese als Wissenschaft zu etablieren. Er verstand die Alchemie als Grundlage der Naturwissenschaften. Sämtliche Kräfte versucht er als Naturerscheinungen zu begreifen und untersucht deren Auswirkungen auf die Erde, um so Aufschlüsse für die Medizin zu gewinnen. Seinen Ausführungen liegt die Auffassung zugrunde, dass die Sterne mit ihren Geschossen die Luft infizieren und so Krankheiten hervorrufen. In seinen Abhandlungen gibt Paracelsus sodann Anleitungen zur chemischen Herstellung geeigneter Heilmittel. Das letzte Ziel der Medizin sei die Lebensverlängerung. Man müsse die Natur erforschen und verstehen, um die Macht über Leben und Tod zu erhalten.

Ein wesentliches Charakteristikum der beginnenden Neuzeit ist die Einführung des heliozentrischen Weltbilds. Kopernikus ging davon aus, dass die Sonne im Zentrum steht und die Planeten regelmäßige Bahnen ziehen. Andere Wissenschaftler wie Kepler leiteten aus diesem neuen System Weissagungen ab, indem sie die Planetenkonstellationen beobachteten und aus bestimmten Konjunktionen Prognostiken ableiteten. Damit bahnte sich wiederum eine neue Form der Astrologie an, die im Wesentlichen von Kepler gegründet wurde. Er stellte die These auf, dass bestimmte Proportionen, die

ihre Grundlage in der Musik haben, auf den Himmel übertragen werden können. Damit stellte er der Modernisierung eine auf älteren Theorien basierende, mystische Interpretation des Himmels entgegen.

Um den "Einspruch der Juristen" geht es im nun folgenden Kapitel. Bereits in der Antike wurden Magier und Wahrsager juristisch belangt. Die mittelalterliche Kirche hat das römische Recht weitgehend übernommen, nur der Hexenflug wurde als Vorspiegelung abgetan. Mit dem Erscheinen des "Hexenhammers" 1487 wurde der Teufelspakt zum Hauptanklagepunkt erhoben. In den Hexenprozessen wehrten die Juristen jedoch viele Anklagen ab, weil die Beweise nicht ausreichten. Es gebe zwar Hexen – so die Ansicht vieler Juristen –, doch seien diese im Allgemeinen völlig wirkungslos. Auch Johann Weyer geht in seiner Schrift gegen den Hexenwahn davon aus, dass der Teufel nur die Sinne verwirren, jedoch keine Taten bewirken könne. In seiner berühmten "Cautio Criminalis" stellte Friedrich Spee 1631 fest, dass man in den Hexenprozessen in erster Linie Unschuldige verklagt habe. Auch Christian Thomasius lehnte Hexenverfolgungen konsequent ab. Seine Argumente sind weniger theologisch als vielmehr juristisch begründet. Er vermutet hinter dem Glauben an Hexerei die Macht des Klerus. Alles nicht vernünftig Begründbare bezeichnet er als Aberglauben.

Sehr kritisch betrachtet wurde auch eine andere Form der Magie, nämlich die Deutung der Charakterzüge aufgrund körperlicher Merkmale. Bereits Aristoteles beschäftigte sich mit der Physiognomik der Tiere, die zwar bei ihm nichts Magisches an sich hatte, jedoch eng mit der Wahrsagung verknüpft war. Aus der Verbindung von Physiognomik und Astrologie entstand die Handlesekunst, die wie die Physiognomik im Mittelalter als Nischenfach und Aberglaube abgetan wurde. Ende des 16. Jahrhunderts erlebten diese beiden magischen Künste jedoch einen unerwarteten Aufschwung, der zum einen mit der Papstbulle von 1586 zu tun hatte, die alle Formen der Wahrsagung, insbesondere die Astrologie, verbot, und zum anderen mit Giambattista Della Portas Werk aus demselben Jahr, das alle überlieferten Formen der Physiognomik zusammenfasste. Trotz dieses Aufschwungs erkannte man auch die Schwachstellen dieser Künste, die man vor allem in der Verstellung sah.

Johann Caspar Lavater versuchte mit seinen Schriften eine neue Physiognomik zu etablieren, bei der es nicht um die Prognose, sondern um das Verstehen ging. Damit traf er den Nerv des modernen Bewusstseins, indem er verdeutlichte, dass einfache Beziehungen zwischen Innen und Außen nicht



mehr zu erwarten seien. Mit der Aufklärung beginnt vielmehr eine Zeit des Nebeneinanders zweier Bewusstseinsformen, einer natürlichen und einer kritischen.

Im Schlusskapitel macht Karl-Heinz Göttert nochmals klar, dass Wissenschaft seiner Meinung nach keine fortgesetzte Magie ist. Magie sei vielmehr eine natürliche Einstellung zur Welt, wohingegen Wissenschaft mit dem Vertrauen bricht, dass man das, was man sieht, auch glauben darf. In der Wissenschaft verbindet sich die Wahrnehmung, die der Magie zu eigen ist, mit der Konstruktion: "Messung und Konstruktion also gegen Wahrnehmung und Intuition" (S. 271). Diese Trennung setzte sich ab dem 18. Jahrhundert durch. Von nun an kümmerte sich die Magie nicht mehr um die Wissenschaft und die Wissenschaft nicht mehr um die Magie, so Götterts Fazit.

Damit ist Göttert bei der Aufklärung und somit am Ende seines Buches angelangt. Wie der Titel ankündigte, kamen Gelehrte verschiedenster Disziplinen zu Wort, die einzelnen Argumente wurden vor dem jeweiligen historischen Kontext dargestellt. Götterts Buch kann somit wirklich als umfassende Darstellung der magischen Künste bis zum 18. Jahrhundert bezeichnet werden. Lediglich die fiktiven Dialoge am Ende jeden Kapitels stören den Leser mehr als sie nützen. Denn sie bringen keine neuen Erkenntnisse und ziehen das wissenschaftlich angelegte Buch auf eine Ebene herunter, die an Sachbücher für Kinder erinnert. Dennoch ist Göttert insgesamt eine fundierte, quellenbezogene und umfassende Darstellung der Magie gelungen, die mit dem Mythos, die Wissenschaft habe sich aus der Magie heraus entwickelt, endgültig aufräumt.

Karl-Heinz Göttert: Magie. Zur Geschichte des Streits um die magischen Künste unter Philosophen, Theologen, Medizinern, Juristen und Naturwissenschaftlern von der Antike bis zur Aufklärung. München: Fink 2001

## Die Geschichte der Vampire

*besprochen von Martina Kessler*

Claude Lecouteux ist Professor an der Sorbonne/Paris und forscht im Bereich Kulturwissenschaft und Germanistik unter anderem über mythische Vorstellungen in Mittelalter und Neuzeit. Die Geschichte der Vampire ist eines seiner Hauptwerke, das bereits 1999 unter dem Titel „Histoire des Vampires“ in der französischen Originalausgabe erschienen ist.

Das Buch ist in acht Kapitel gegliedert, die dem Leser über alle Aspekte der Geschichte der Vampire Auskunft geben sollen. Ein Anhang mit Berichten über Vampire und Vampirismus vervollständigt das Werk.

Bereits in der Einleitung macht Lecouteux darauf aufmerksam, dass unsere Vampirvorstellungen vom Blutsauger, der nachts die Schlafenden aufsucht, das Tageslicht scheut, tags mit offenen Augen in seinem Sarg schläft, Kreuz und Knoblauch fürchtet und dessen Aussehen von bleicher Haut, spitzen Schneidezähnen, blutroten Lippen und langen Fingernägeln geprägt ist, alle auf Bram Stoker und seine Beschreibung von Dracula zurückgehen.

Bram Stoker sieht er als einen der Gründerväter des Vampirmythos neben John William Polidori mit seiner Erzählung von Lord Ruthven (1819) und John Sheridan Le Fanu, der 1872 „Carmilla“ schrieb, eine Geschichte über einen weiblichen Vampir.

Im Folgenden zeichnet Lecouteux den Weg vom Vampir zum Vamp auf, untersucht Einbildung und Aberglaube und betrachtet den Beitrag der Enzyklopädisten zum Thema.

Im zweiten Kapitel geht es dann um die Unterscheidung von schlechtem und gutem Tod und somit von reinen und unreinen Toten. Diese ersten Voraussetzungen zu einem Vampirdasein werden im folgenden Kapitel genauer ausgeführt. Das Leben im Jenseits und die Rückkehr der Verstorbenen werden anhand zahlreicher Beispiele aus der Literatur und zeitgenössischen Berichten des 15. bis 18. Jahrhunderts dargestellt.

Im Folgenden geht es um die unterschiedlichen Arten der Vorläufer der Vampire, die Lecouteux in die Kategorien Rufer, Klopfer, Besucher, Verschlinger, Neuntöter, Aufhocker, Alp, Würger, Nachzehrer und Wiedergänger in Tiergestalt einteilt. Ein weiteres Kapitel widmet sich den unterschiedlichen Namen und regionalen Formen der Vampire, zu denen Hexen und Werwölfe gehören sollen, genauso wie der Vârkolac, der Grobnik, der Opyr, der Vurda-

lak, der Broukolakos, Nosferatu und Murony, die Strigoi, der Moroiu, der Stafia und schließlich der Vampir, der erstmals 1732 in Deutschland erwähnt wird.

Lecouteux hebt drei Zeitpunkte hervor, zu denen der Schutz gegen Vampire möglich ist: gleich nach der Geburt, bei Tod und Beerdigung, sowie nach der Bestattung. Es werden in diesem Kapitel Rituale und Maßnahmen beschrieben, die verhindern sollen, dass ein Mensch oder ein Toter zum Vampir wird. Im nächsten Abschnitt des Buches geht es dann um das Erkennen eines Vampirs und die Möglichkeit, ihn zu Tode zu bringen. Das abschließende Kapitel unter dem Motto „Fragen und Antworten“ bietet einen interessanten Einblick in die verschiedenen Erklärungsversuche zum Thema Vampirismus aus der Sicht von Theologen, Medizinern und Psychologen, sowie die Erläuterung der These, dass der Vampirismus, dessen Blütezeit im 18. Jahrhundert war, als Gegenbewegung zur Aufklärung zu sehen sei. Diese Strömung des Aberglaubens sei zudem als Nachfolgebewegung des Hexenglaubens zu betrachten.

„Die Geschichte der Vampire“ ist ein interessantes Thema, das aus wissenschaftlicher Sicht noch kaum angesprochen wurde. Lecouteux versucht anhand vieler interessanter Beispiele, dem Leser den Vampirismus näher zu bringen. Seine Quellen bezieht er aus der Literatur ebenso, wie aus historischen medizinischen und christlichen Berichten oder aus Enzyklopädien und Zeitungsartikeln vergangener Jahrhunderte. Doch scheint gerade diese Vielfalt der Quellen, die ungetrennt nebeneinander verwendet werden, problematisch zu sein. Als wissenschaftlicher Leser würde man sich eine eindeutige Unterscheidung von Tatsachenberichten und literarischer Aufarbeitung des Themengebiets wünschen, genauso, wie dadurch der Anschein erweckt wird, dass die Distanz des Forschers verloren geht. Interessant sind die Erklärungsversuche zum Phänomen Vampir, zu denen man gerne noch mehr erfahren hätte.

Lecouteux' „Geschichte der Vampire“ geht zahlreiche Aspekte des Themas an und bietet einen guten Überblick, stellt aber an den Leser die Anforderung einer eigenständigen kritischen Betrachtung, um die bearbeiteten Quellen und die daraus folgenden Resultate richtig einordnen zu können.

Claude Lecouteux: Die Geschichte der Vampire. Metamorphose eines Mythos. Düsseldorf und Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2001

## Neu bei 54

*vorgestellt von Gerda Schurrer*

### Körperlust und Disziplin

Jung, Verena: Körperlust und Disziplin: Studien zur Fest- und Tanzkultur im 16. und 17. Jahrhundert

Köln: Böhlau, 2001, 395 S., Ill.

Zugl. Saarbrücken, Diss. von 1999

Signatur: 54/LB 62000 J95

Nicht nur harte Arbeit und Disziplin bestimmten das Alltagsleben in der Frühen Neuzeit. Zahlreiche Festtage und ausgedehnte Feierlichkeiten gaben einfachen Menschen sowie Vertretern höherer Stände immer wieder Gelegenheit zur Entspannung und Lustbarkeit. Die Obrigkeit versuchte mit verschiedenen Strafen und Verordnungen, das „wild“ gewordene Volk zu disziplinieren. Die Autorin zeigt anschaulich all diese Maßnahmen und Reaktionen auf.

### Fremde auf dem Lande

Fremde auf dem Lande. Dieses Buch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung. Hrsg. von Hermann Heidrich

Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2000, 279 S., Ill.

(Schriften süddeutscher Freilichtmuseen 1)

Signatur: 54/LB 56095 H465

Fremde in unserer Gesellschaft ist keine Neuerscheinung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es hat sie immer gegeben nur: was bedeutet das, wer ist fremd, warum haben diese Leute ihre Heimat verlassen? Die in diesem Buch vereinten 11 Fallstudien versuchen auf alle Fragen eine Antwort zu geben.

## **Hauptwerke der Ethnologie**

Hauptwerke der Ethnologie. Hrsg. v. Christian F. Feest und Karl-Heinz Kohl  
Stuttgart: Kröner, 2001, XIV, 568 S. (Kröners Taschenausgabe. 380)

Signatur: 54/LB 12000 F295

Dieses Nachschlagewerk orientiert sich an 104 Hauptwerken der Ethnologie. Die Auswahl bietet einen repräsentativen Überblick über die Schlüsselwerke des 19. und 20. Jahrhunderts und stellt an Einzelbeispielen die Völkerkunde seit der Antike vor.

## **Natur-Kultur**

Natur-Kultur: volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999. Hrsg. v. Rolf Wilhelm Brednich  
Münster: Waxmann, 2001, XII, 532 S, III.

Signatur: 54/LB 19015 N285 B8

Das zentrale Thema menschlicher Existenz wird in diesem Werk mit dem Verhältnis von Natur und Kultur behandelt; es enthält 39 wissenschaftliche Vorträge zum 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Die Beiträge umfassen auch die Themenbereiche „musealisierte“ Natur, Naturmythen, Landschaftskonstrukte u.a.

## **Schund und Schönheit**

Schund und Schönheit: populäre Kultur um 1900. Hrsg. v. Kaspar Maase  
Köln: Böhlau, 2001, 421 S. (Alltag & Kultur 8)

Signatur: 54/LC 84015 M111

Um 1900 bildeten sich Züge der modernen Massen- und Alltagskultur aus, die bis zur Gegenwart nachwirken. Schönheit, Kunst und „Schund“ wurden zum Lebenselement der populären Alltagskultur. Dieser Band, bestehend aus Aufsätzen verschiedener Wissenschaftler, beinhaltet die Entwicklung anhand von Ansichtskarten, Theater, populäre Musik, Film/Kino usw.

## **Hexenverfolgung**

Schulte, Rolf: Hexenverfolgung in Schleswig-Holstein vom 16.-18. Jahrhundert

Heide: Boyens, 2001, 176 S., Ill.

Signatur: 54/LC 33025 S386

In der frühen Neuzeit wurden in Schleswig-Holstein zahlreiche Menschen (Frauen wie Männer) der Hexerei angeklagt. Anhand zahlreicher Fallbeschreibungen schildert der Autor die Schicksale von Angeklagten, beschreibt Opfer und Täter, benennt Ursachen und Hintergründe der Hexenverfolgung.

## **Über die Dörfer**

Über die Dörfer: ländliche Lebenswelten in der Moderne. Hrsg. v. Ernst Langthaler

Wien: Turia und Kant, 2000, 271 S., Ill (Kultur als Praxis 4)

Signatur: 54/LB 65000 L286

In diesem Aufsatzband werden die Dörfer als Zonen des Übergangs zwischen Ihren Innen- und Außenwelten gedacht. Es wird die Identität von Gebirgsbauern im 3. Reich behandelt, nach der Rezeption moderner Masenkultur in den Voralpen u.a. gefragt.

## **Totengedenken und Trauerkultur**

Totengedenken und Trauerkultur: Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen. Hrsg. v. Markwart Herzog.

Stuttgart: Kohlhammer, 2001, 260 S., Ill.

Signatur: 54/LC 31000 H582

Traditionelle Zeremonien und Riten, die Sterben und Tod betreffen, verblasen zunehmend. Die Autoren geben Einblick in die heutige Situation persönlicher Trauerarbeit.

## Lösung des volkskundlichen Preisrätsels

Für alle Knobelfans haben wir in der letzten Ausgabe der AVN ein kniffliges Preisrätsel veranstaltet. Es mussten zunächst die folgenden Fragen aus dem Bereich der Volkskunde beantwortet und im Buchstabenquadrat auf der nächsten Seite markiert werden. Die übrig gebliebenen Buchstaben der ersten fünf senkrechten Spalten ergaben, in die richtige Reihenfolge gebracht, das Lösungswort: **Augsburger Volkskundliche Nachrichten**.

Der Gewinner eines kostenlosen Jahresabos der AVN ist Herr Werner Schneider. Herzlichen Glückwunsch!

1. In welcher Stadt fand der dgv-Kongress 2001 statt? - **Jena**
2. Welcher berühmte Erzählforscher ist 2001 gestorben (Nachname)? - **Schenda**
3. Welche Landschaft behandelte Frau Prof. Doering-Manteuffel in ihrer Habilitationsschrift? - **Eifel**
4. Wer ist der Herausgeber des volkskundlichen Lehrbuchs „Grundriss der Volkskunde“ (Nachname)? - **Brednich**
5. Wo befindet sich das Schwäbische Volkskundemuseum? - **Oberschoenenfeld**
6. Welcher Forschungsbereich der Volkskunde beschäftigt sich mit der kulturellen Entwicklung von Essen und Trinken? - **Nahrungsforschung**
7. Wie nennt man eine Institution, die sich mit dem Sammeln, Bewahren und Ausstellen von Objektivationen befaßt? - **Museum**
8. Welche Forschungsmethode beruht auf der planmäßigen Erhebung von einigen Daten an Ort und Stelle ihres Vorkommens? - **Feldforschung**
9. Wie nennt man schriftliche Quellenzeugnisse? - **Archivalien**
10. Bücher welchen Faches befinden sich in der Bibliothek unter der Signatur 54? - **Volkskunde**
11. Wer proklamierte die Volkskunde als Wissenschaft (Nachname)? - **Riehl**
12. Welche Brüder sind für ihre Märchen- und Sagensammlungen bekannt? - **Grimm**
13. Wie heißt die Zeitschrift für Erzählforschung? - **Fabula**
14. Welche Stadt war das Ziel der Exkursion der Augsburger Volkskundler im November 2001? - **Bremen**

15. Wo befindet sich das Germanische Nationalmuseum? - **Nuernberg**
16. Wie nennt man die Weitergabe volkstümlichen Wissens? - **Tradierung**
17. Welcher Begriff bezeichnet ein gewohnheitsmäßiges, wiederkehrendes Handeln, das sich in bestimmten äußeren Formen manifestiert? - **Brauch**
18. Wie nennt man einen aus bestimmten Anliegen zurückkehrenden Toten? - **Wiedergaenger**
19. Wie nennt man Ketten-EMails, die vor angeblichen Computerviren warnen? - **Hoaxes**
20. Wie heißt das Freilichtmuseum in der Nähe des Kochelsees? - **Glentleiten**

D E H R E G N E A G R E D E I W N  
 L K A U A N E I L A V I H C R A G  
 E B R A U C H B J D Z U D E H P O  
 F H U I C G E H R N U I B R I E M  
 N C E T F R J U H E W A U L P L F  
 E N G L G E R T Z H D N G U E L P  
 N N N K N U L E F C G N R F A S N  
 E G E A S H G D E S T L I V G S E  
 O R M S E L P E F E T E M C U T T  
 H E E I N U Z O B O U K M K H E I  
 C B R H I G R K L M R A E S R T E  
 S N B L E S E D N U K S K L O V L  
 R R R U C T R E A S V G C O K M T  
 E E C H R R E T S E X A O H B H N  
 B U U R V H I A L U B A F O U L E  
 O N D O B L H D E M O T U E R N L  
 G N U R E I D A R T H U E R T S G



## Augsburg

---

### Die Kiste - Museum der Augsburger Puppenkiste

Spitalgasse 15 / 86150 Augsburg / Tel.: 082-450345-31 / Fax: 0821-450245-33

eMail: [info@diekiste.net](mailto:info@diekiste.net) / Internet: <http://www.diekiste.net>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-19 Uhr

#### Ausstellung:

bis 19.01.03

**Faust im Puppenspiel.** Die Sonderausstellung zeigt unter der Verwendung von eigenen Exponaten und Leihgaben in seltener Vielfalt und Bandbreite Marionetten- und Handpuppen, Stabpuppen, Papiertheater, Textbücher, Theaterzettel etc. Die Ausstellung läuft parallel zur Wiederaufnahme des „Doctor Faustus“ von Walter Oehmichen im Theater der Puppenkiste

(Führungen können wie folgt gebucht werden: Di bis Fr, 9 bis 13 Uhr unter oben genannter Telefon- oder Faxnummer)

#### Veranstaltung:

09.12.02, 20.30 Uhr

**Stefanie Schlesinger Group.** Im Rahmen der Veranstaltung „Jazz in die Kiste“

### Die Augsburger Puppenkiste

Spitalgasse 15 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-45034540

Internet: <http://www.augsburger-puppenkiste.de>

Kartenservice: Di-Fr: 10-12 Uhr; Do: 17-19 Uhr

#### Aufführungen:

bis 12.01.03

**Tischlein deck dich**

bis 08.12.02

**Der kleine Muck**

bis 23.04.03

**Dr. Faust**

11.12.-26.12.02

**Wie das Eselchen das Christkind suchte**

31.12.02-28.06.03

**Kabarett 2003**

15.01.-23.03.03

**Frau Holle**

29.01.-09.02.03

**So Hi und das weiße Pferd**

12.02.-23.02.03

**Das häßliche Entlein**

|                 |                                     |
|-----------------|-------------------------------------|
| 26.02.-09.03.03 | <b>Die kleine Hexe</b>              |
| 26.03.-06.04.03 | <b>Florian und der Feuerwehrlär</b> |
| 21.04.-04.05.03 | <b>Rumpelstilzchen</b>              |
| 07.05.-18.05.03 | <b>Aladin und die Wunderlampe</b>   |
| 04.06.-15.06.03 | <b>Das kleine Gespenst</b>          |
| 18.06.-29.06.03 | <b>Der Räuber Hotzenplotz</b>       |

(Die genauen Termine mit Uhrzeiten sind im Internet abrufbar)

## Haus der Bayerischen Geschichte

Postfach 101751 / 86007 Augsburg / Tel.: 0821-3295123 / Fax: 0821-3295220  
eMail: pressestelle@hdbg.bayern.de / Internet: <http://www.bayern.de>

### Ausstellungen:

|                  |                                                                                                   |
|------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------|
| bis 28.02.03     | <b>Das Rätsel Grünewald.</b> Bayerische Landesausstellung im Schloss Johannisburg (Aschaffenburg) |
| 09.05.- 02.11.03 | <b>Der Winterkönig.</b> Bayerische Landesausstellung im Stadtmuseum Amberg                        |

## Augsburger Kongresshalle

Gögginger Straße 10 / 86159 Augsburg / Tel.: 0821-324 2348 / Fax: 0821-324 2363  
eMail: kongresshalle.stadt@augzburg.de

### Veranstaltungen:

|                             |                                                                      |
|-----------------------------|----------------------------------------------------------------------|
| 01.12.02, 20 Uhr            | <b>Vierjahreszeiten-Hayden-Konzert.</b> Albert Greiner Singschule    |
| 08.12.02, 19 Uhr            | <b>Schwanensee</b>                                                   |
| 09./10.12.02, 20 Uhr        | <b>3. Symphoniekonzert.</b> Stücke von Bartholdy, Ravel und Schumann |
| 14.12.02, 15.30 Uhr, 20 Uhr | <b>Adventsingen</b>                                                  |
| 15.12.02, 20 Uhr            | <b>Toni Christie</b>                                                 |
| 19.12.02, 20 Uhr            | <b>Il barbiere de Siviglia.</b> Classic Entertainment                |
| 26.12.02, 19 Uhr            | <b>Operetten- und Musical-Gala</b>                                   |
| 27.12.02, 20 Uhr            | <b>Wiener Johann-Strauß-Gala</b>                                     |
| 29.12.02, 18 Uhr            | <b>Marinechor der Schwarzmeerflotte</b>                              |
| 31.12.02, 20 Uhr            | <b>Silvesterball der Perlachia</b>                                   |
| 02.01.03, 20 Uhr            | <b>Nussknacker</b>                                                   |

|                      |                                                                           |
|----------------------|---------------------------------------------------------------------------|
| 10.01.03, 20 Uhr     | <b>Bundesjugend- Bundesjazz-Orchester</b>                                 |
| 11.01.03, 20 Uhr     | <b>Zauberflöte</b>                                                        |
| 13./14.01.03, 20 Uhr | <b>4. Symphoniekonzert.</b> Stücke von Mozart, Schuller und Strawinsky    |
| 17.01.03, 20 Uhr     | <b>Damensinfonieorchester</b>                                             |
| 21.01.03, 20 Uhr     | <b>Webber-Gala</b>                                                        |
| 27.01.03, 20 Uhr     | <b>Mamma Mia - comme together.</b> Stimmen der Welt                       |
| 01.02.03, 20 Uhr     | <b>Helsinki Philharmonic Orchestra</b>                                    |
| 03.02.03, 20 Uhr     | <b>Max Raabe und das Palastorchester</b>                                  |
| 11.02.03, 20 Uhr     | <b>Magic of the Dance</b>                                                 |
| 24./25.02.03, 20 Uhr | <b>5. Symphoniekonzert.</b> Stücke von Bernstein, Milhaud und Dvorak      |
| 26.02.03, 20 Uhr     | <b>Der Glöckner von Notre Dame</b>                                        |
| 10.03.03, 20 Uhr     | <b>Fire of Dance.</b> Stimmen der Welt                                    |
| 16.03.03, 20 Uhr     | <b>Litauisches Nationalorchester</b>                                      |
| 23.03.03, 20 Uhr     | <b>Der Saisongockel.</b> Chiemgauer Volkstheater                          |
| 02.04.03, 20 Uhr     | <b>Junge Deutsche Philharmonie</b>                                        |
| 07./08.04.03, 20 Uhr | <b>6. Symphoniekonzert.</b> Stücke von Borodin, van Beethoven und Bizet   |
| 28./29.04.03, 20 Uhr | <b>7. Symphoniekonzert.</b> Stücke von Blacher, Sibelius und Tschaikowsky |
| 19./20.05.03, 20 Uhr | <b>8. Symphoniekonzert.</b> Stücke von Piazzolla, von Weber und Strauss   |

## Parktheater im Kurhaus Göggingen

Klausenberg 6 / 86199 Augsburg / Tel.: 0821-906 22 22 / Fax: 0821-906 22 99  
Internet: <http://www.parktheater.de>

### Veranstaltungen:

|                    |                                                                                     |
|--------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|
| 02./03.12.02       | <b>Don-Kosaken-Chor</b> der Moskauer Kosaken-Gemeinschaft Winterzauber. Chorkonzert |
| 07./08.12.02       | <b>CCDC - City Contemporary Dance Company</b>                                       |
| 09.12.02           | <b>Hongkong.</b> Jazzdance aus Hongkong                                             |
| 10.-19.12.02,      | <b>Madrigal-Chor Bukarest</b>                                                       |
| 25.12.02, 07.01.03 | <b>High Society.</b> Musical von Arthur Kopit                                       |
| 08.01.03           | <b>Sag beim Abschied leise Servus.</b> Ein Wiener Abend                             |

|                   |                                                                       |
|-------------------|-----------------------------------------------------------------------|
|                   | mit Liedern und Operettenmelodien von Kalman, Stolz, Strauß und Lehar |
| 15.01.03          | <b>Bel Canto.</b> Die Verdi-Rossini-Puccini-Gala: Opern-Gala          |
| 20.-22.01.03      | <b>Der Vetter aus Dingsda.</b> Operette                               |
| 26.01.-03.02.03   |                                                                       |
| 16./17.02.03      | <b>Keine Leiche ohne Lily.</b> Kriminalkomödie von Jack Popplewell    |
| 18.-20.02.03      | <b>Sommersalon.</b> Schauspiel mit Tanz und Musik von Coline Serreau  |
| 21./25.-27.02.03, | <b>Blue Jeans - Mit 17 hat man noch Träume</b>                        |
| 01./06.03.03      | Musical rund um die 50er und 60er Jahre                               |
| 07./08./09.03.03, | <b>Sofies Welt.</b> Musical                                           |
| 16.-20.03.03,     |                                                                       |
| 25.03.-03.04.03   |                                                                       |
| 07./08.04.03      | <b>Der Vaterschaftsprozess des Zimmermann</b>                         |
|                   | <b>Joseph.</b> Komödie von Ephraim Kishon                             |
| 13.04.-21.04.03   | <b>Anatevka.</b> Musical                                              |
| 25.04.-27.04.03   | <b>Ein Ilja kommt selten allein.</b> Revue                            |
| 01./02./03.05.03  | <b>Die Legende vom Zaubervogel.</b> New Age Russian                   |
| 05.-08.05.03      | Circus                                                                |
| 15./16.05.03      | <b>Die Katze.</b> Komödie                                             |
| 22.-31.05.03      | <b>Die Blume von Hawaii.</b> Operette                                 |

## Theater Augsburg I

Großes Haus / Kennedyplatz 1 / 86152 Augsburg / Tel.: 0821-324 4900 / Fax: 0821-324 4517

Besucherservice: Mo-Fr: 9-18.30 Uhr; Sa: 10-16 Uhr

### Veranstaltungen:

|                       |                                                             |
|-----------------------|-------------------------------------------------------------|
| 14./25.12.02,         | <b>Falstaff.</b> Commedia lirica in drei Akten von Guiseppe |
| 12.01.03              | Verdi                                                       |
| 29.12.02, 10.01.03    | <b>Xerxes.</b> Oper in drei Akten von Georg Friedrich       |
|                       | Händel                                                      |
| 31.12.02, 06.02./01.  | <b>Die Fledermaus.</b> Operette in drei Akten von Johann    |
| 03./05.04./15.05.03   | Strauß                                                      |
| 08.01./26.01./01.02./ | <b>Don Giovanni.</b> Drame giocoso in zwei Akten von        |
| 09.02./13.03./21.03./ | W. A. Mozart                                                |

23.03./25.04.03

15./19./21./23./

27.02.03, 02./07./

15.03.03

29.03.03, 06./13./

17./25./27.04.03,

03./22./30.05.03,

10./14./17./23./

27./29.05.03

**Don Quichotte.** Comedie heroique in fünf Akten  
von Jules Massenet

**Die schwarze Orchidee.** Oper prottesca in drei  
Akten von Eugen d'Albert

**Sitten und Unsitten am Theater oder Viva La  
Mamma?** Farsa in einem Akt von Domenico  
Gilardoni

07.12.02

**Cinderella.** Ballett-Märchen mit der Musik von  
Sergej Prokofjew

11./12./14./28.03.03,

11./16.04.03,

18.05.03

12./21.12.02,

26.02.03

04./06./08./13./15./

20./22./28.12.02,

04./07./09./25.01.03,

20./28.02.03,

30.03.03

12./23./24.04.03,

02./04./09./13./

16./24.05.03

02./07./08./14./16./

22.02.03, 05./09./

16./20./22.03.,

04./26.04.,

21./25.05.03

01.01.03, 18 Uhr

**Die Gezeitengänger.** Dreiteiliger Ballettabend mit  
dem Philharmonischen Orchester Augsburg.  
Uraufführung

**Don Carlos, Infant von Spanien.** Ein dramatisches  
Gedicht von Friedrich Schiller. Schauspiel

**Die Dreigroschenoper.** Ein Stück mit Musik von  
B. Brecht und K. Weill

**Der Narr und seine Frau heute abend in  
Pancomedia.** Schauspiel von Botho Strauß

**Die Physiker.** Eine Komödie in zwei Akten von  
Friedrich Dürrenmatt

**Sonderkonzert.** Jubiläumskonzert zur 125-Jahrfeier  
des Theaters Augsburg. Stücke von Mozart, van  
Beethoven, Wagner und Strauss

## Theater Augsburg II

Komödie / Vorderer Lech 8 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-324 4900 / Fax: 0821-324 4517

Besucherservice: Mo-Fr: 9-18.30 Uhr; Sa: 10-16 Uhr

### Veranstaltungen:

- 14./17./21./25.12.02, **Bed & Breakfast.** Ein schräger Tanzabend in 7  
05./29.01.03, 04./ Episoden  
07./14./15./28.02.,  
04./12.04.03  
24./29.05.03, **Kammertanzabend IV.** Ballett-Theater: diesmal  
01./07.06.03 steht der Abend ganz im Zeichen der Vielfalt und  
wird den Zuschauern Lust auf Kontraste machen
- 03./10./18.12.02 **Das Ende vom Anfang.** Komödie in einem Akt von  
Sean O'Casey
- 06./07./15./20./ **Das Herz eines Boxers.** Ein Stück für Jugendliche  
28.12.02, 04./25.01., und Erwachsene von Lutz Hübner  
01./12./13./19./  
20.02.03, 06./12./13./  
21./28.03.03
- 11./17./19./30.01.03, **Amphitryon.** Ein Lustspiel nach Moliere von  
02./06./08./21.02., Heinrich von Kleist  
05./19./26.03., 06./  
11./17./29.04., 03./  
07./10./18.05.03
- 24./26./31.01.03, **Raucher/Nichtraucher.** Abenteuer im Zelt von  
05./11./13./18./ Alan Ayckbourn  
22.02., 01./07./08./  
14./27./29.03., 03./  
16./25./26./30.04.,  
08./11./15./17.05.,  
04.06.03
- 19./29.12.02 **Popcorn.** Schauspiel von Ben Elton  
27.12.02, **Dreck.** Dramatischer Monolog von Robert  
28.01.03 Schneider
- 31.12.02, 06.01., **Heute Abend: Lola Blau.** Musical für eine Schau-  
09./27.02., 02./15./ spielerin von Georg Kreisler  
23.03., 05./13./15./  
27.04.03

13./14./15./18./19./  
20.06.03 **Neue Akzente.**

## Universität Augsburg

Hans-Holbein-Hörsaal (HS II) / Universitätsstr. 10 / 86159 Augsburg / Tel.: 0821-598 2769

### Veranstaltungen:

- Vorträge im Rahmen der Ringvorlesung: **Große Werke der Literatur VIII**
- 04.12.02, 18 Uhr **Chamfort** „Früchte der vollendeten Zivilisation. Maximen, Gedanken, Charaktere und Anekdoten“
- 18.12.02, 18 Uhr **Johann Wolfgang von Goethe** „Die Wahlverwandtschaft“
- 15.01.03, 18 Uhr **Friedrich Schiller** „Wallenstein“
- 29.01.03, 18 Uhr **„Licht und Farbe: Goethes Farbenlehre“**

## Hochschule für Musik

Maximilianstr. 59 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-450416 11 / Fax: 0821-450416 21  
Internet: <http://univis.hfm-n-a.de>

### Veranstaltungen:

- 10.12.02, 19.30 Uhr **Brahms-Abend.** Werke von Johannes Brahms  
(Eintritt 4 Euro/ Karten in der Musikhochschule)
- 11.12.02, 19.30 Uhr **Kreisleriana.** Theaterstück von Valery Afanassjev  
(Eintritt 4 Euro/ Karten in der Musikhochschule)
- 16.12.02, 19.30 Uhr **Violine pur: Solos, Duos und noch mehr...**  
Studentenkonzert der Violinklasse
- 07.01.03, 20 Uhr **Benefizkonzert zu Gunsten der „Bürger Stiftung Augsburg Beherzte Menschen“.** Werke von Schostakowitsch, van Beethoven und Mendelssohn  
(Rokokofestsaal der Regierung von Schwaben, Fronhof 10)
- 31.02.03, 19.30 Uhr **Sonatenabend.** Alexandra Krivoborodov, Violine
- 10.03.03, 19.30 Uhr **Musik für Posaune.** Mit dem Posaunenensemble Trombonissima. Werke von Scheidt, Gershwin u.a.
- 24.03.03, 19.30 Uhr **Venezianische Musik für Blechbläser.** Blechbläserensemble der Hochschule für Musik

- 13.04.03, 20.00 Uhr **Cello Passionato**  
(Eintritt 10 Euro, für Studenten 5 Euro / Barocksaal im  
Vöhlinschloss Illertissen)
- 27.04.03, 20.00 Uhr **Konzert des Sinfonischen Blasorchesters**

## Bamberg

---

### Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Am Kranen 12 / 96045 Bamberg / Tel.: 0951-863-2329 / Fax: 0951-863-2330 (Lst. Volkskunde / Europäische Ethnologie  
Internet: <http://www.uni-bamberg.de>

#### Tagung:

10./11.01.03

**Gender-Tagung.** Strukturierung von Wissen und die symbolische Ordnung der Geschlechter. Im Marcus-Haus am Markusplatz 3, Veranstalter: Frauenbeauftragte der Universität Bamberg (Anmeldung erbeten)  
„Genderspekte in Gegenwartskultur und Gesellschaftspolitik“ am Freitag  
„Die Geschlechterkategorie in der Kulturgeschichte“ am Samstag

## Berlin

---

### Museum Europäischer Kultur

Im-Winkel 6-8 / 14195 Berlin (Dahlem) / Tel.: 030-83901295 od. 030-8390101 / Fax: 030-83901283  
eMail: [mek@smb.spk-berlin.de](mailto:mek@smb.spk-berlin.de)  
Öffnungszeiten: Di-Fr: 10-18 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

#### Ausstellungen:

bis 12.01.03

**Christliche Adventskalender aus der DDR.**  
Eine Ausstellung aus dem Museum Europäischer Kulturen - Staatliche Museen zu Berlin in Zusammenarbeit mit dem Verein der Krippenfreunde Berlin-Brandenburg e.V. im Museum für sächsische Volkskunst, Jägerhof, Staatliche Kunstsammlungen



bis 02.03.03

Dresden

**Erinnerungen aus Seide. Textile Souvenirs aus Europa zwischen 1780 und 2002.**

In dieser Ausstellung präsentiert das Museum Europäischer Kulturen eine Vielfalt an Tüchern vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Das Spektrum reicht vom Gedenk- und Erinnerungstuch anlässlich historischer Ereignisse bis zum Souvenirtuch des 21. Jahrhunderts.

Die Tücher wurden aus verschiedenen Materialien, vorwiegend Seide, Baumwolle und Kunstseide, gefertigt und widerspiegeln in ihrer Herstellung und ihrem Design die Geschichte von Produktionstechniken sowie die zeitgenössische Ästhetik. Tücher sind nicht nur modische Accessoires, sondern erinnern auch an gesellschaftliche und politische Ereignisse, die u.a. auf diesem Weg popularisiert werden. Oder sie sind Souvenirs von persönlichen Erlebnissen und erinnern z.B. an den Urlaub, indem sie die Sehenswürdigkeiten aus aller Welt abbilden

## **DHM - Deutsches Historisches Museum**

Unter den Linden 2 / 10117 Berlin / Tel.: 030-203040 / Fax: 030-20304543

Internet: <http://www.dhm.de>

### **Ausstellungen:**

bis 11.03.03

**Die offene Tafel.** Elemente europäischen Hofzeremoniells. Reihe Kulturgeschichte im Kronprinzenpalais

25.05.-14.10.03

**I.M. Pei - Der Bau.** Zur Eröffnung des neuen Ausstellungshauses Pei-Bau

25.05.-25.08.03

**Idee Europa - Entwürfe zum „Ewigen Frieden“**  
Reihe Politische Ikonographie im Pei-Bau

## Bielefeld

---

### Historisches Museum Bielefeld

Ravensberger Park 2 / 33607 Bielefeld / Tel.: 0521-51-3630 /-3635 / Fax: 0521-516745

eMail: [historisches.museum@bielefeld.de](mailto:historisches.museum@bielefeld.de)

Öffnungszeiten: Mi-Fr: 10-17 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

#### Ausstellungen:

bis 02.02.03

#### **Die Winterreise, Historische Schlitten aus der Sammlung Bollweg.**

Der Schlitten in seiner ursprünglichen Form ist das älteste Transportmittel überhaupt. Eine Last auf zwei Gleitkufen fort zu bewegen war in allen Ländern mit schneereichen Wintern üblich, wobei sich unterschiedliche Schlittentypen herausbildeten. Daneben wurden zur Personenbeförderung Schlitten mit Zugtieren eingesetzt. Als Sportgerät war der Schlitten vor allem in Skandinavien bekannt und breitete sich mit dem Aufkommen des Wintersports im Alpenraum auch in Deutschland aus. Die Ausstellung zeigt eine Auswahl von ca. 60 Schlitten aus der Sammlung Horst-August Bollweg, der wohl größten Privatsammlung dieser Art in Deutschland. Vom niedlichen Puppenschlitten bis zum mächtigen Lastschlitten, vom eleganten Kutschenschlitten bis zum Rennrodel reicht dabei die Bandbreite

06.04. - 28.09.03

#### **Auf goldenem Boden? Handwerk im 20. Jahrhundert.**

Die Industrialisierung hat das Handwerk in vielen Bereichen entscheidend verändert. Manche Handwerke wurden von der Mechanisierung und ihren Folgestufen an den Rand gedrängt oder gar zum Verschwinden gebracht. Andere veränderten ihr Gesicht so radikal, dass die historische Wurzel kaum noch erkennbar ist, z.B. der Karosseriebau, der aus dem Stellmacherhandwerk hervorging. Bei vielen

Berufen trat ein entscheidender Wandel auch erst nach dem 2. Weltkrieg ein, als tiefgreifende technische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturveränderungen sich auswirkten. Die Ausstellung zeigt anhand von zehn traditionellen Handwerksberufen in Ostwestfalen-Lippe, wie sich Berufsbild und Arbeitswirklichkeit im 20. Jahrhundert entwickelt haben und deutet auch mögliche Perspektiven für die Zukunft an

## **Bietingheim-Bissingen**

### **Stadtmuseum Hornmoldhaus**

Hauptstr. 57 / 74321 Bietingheim-Bissingen / Tel.: 07142-743-63 / -52 / Fax: 07142-74353

eMail: [stadt@bietingheim-bissingen.de](mailto:stadt@bietingheim-bissingen.de) / Internet: <http://www.bietingheim-bissingen.de>

Öffnungszeiten: Di/Mi/Fr: 14-18 Uhr; Do: 14-20 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

#### **Ausstellung:**

bis 09.02.03

**Kleine feine Wohnwelten.** Puppenstuben aus der Sammlung Gerda Ott

#### **Veranstaltungen:**

14.12.02, 11 Uhr

08./15./22.01.03,

19 Uhr

09.01.03, 15 Uhr

**Markt und Museum:** Eine Puppenstube aus Blech  
**Occhi für die Puppenstube**

(Unkostenbeitrag 10 Euro)

**Sprechstunde für Püppchen aus Puppenstuben**  
mit der „Pupp doktorin“ Gerda Hosemann aus Sindelfingen

11.01.03, 11 Uhr

**Markt und Museum.** Dominanz der Linie - eine Puppenstube des Jugendstils

15.01.03, 10 Uhr

**Museum am Vormittag:** Haushalt en miniature

23.01.03, 20 Uhr

**Ein Blick über den Zaun:** Puppenstuben und Puppenhäuser aus anderen Museen. Diavortrag

30.01.03, 15 Uhr

**Abholung restaurierter Puppenstubenpüppchen**

- 30.01.03, 20 Uhr von der „Pupp doktorin“ Gerda Hosemann  
**Die Welt der Großen und Kleinen.** Puppenstuben und Puppenhäuser. Vortrag
- 09.02.03, 16 Uhr **Puppenstuben und Puppen in Märchen von Astrid Lindgren** (für Kinder ab 4 Jahren / Karten im VVK an der Museumskasse für 3,- Euro)

**Führungen:**

- 05.12.02, 19 Uhr „Ein rechter Stuhl muss verzapft sein...“ Möbel für Puppenstuben
- 19.01./09.02.03 **Rundgang** durch die Sonderausstellung
- 11 Uhr

## Burglengenfeld

### Opferpfälzer Volkskundemuseum

Berggasse 3 / 93133 Burglengenfeld / Tel.: 09471-701842 / Fax: 09471-701845  
eMail: Stadt\_Burglengenfeld@t-online.de / Internet: <http://www.burglengenfeld.de>  
Öffnungszeiten: Di/Mi/Fr: 14-18 Uhr; Do: 14-20 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

**Ausstellungen:**

- bis 05.01.03 „Gefäße“-Keramikausstellung von Helen Schäfer, Regensburg. Die Juristin Helen Schäfer, geboren in Hamburg und von 1967 bis 1974 Richter in Kiel und Münster, lebt seit 1974 in Regensburg. Schon seit ihrer Schulzeit hat sie sich mit Ölfarben, später dann auch mit Ton künstlerisch beschäftigt und stellt seit 1996 in Galerien und auf Kunstforen aus. Sie hat das größte Vergnügen in der Arbeit mit dem „schlafenden“ und oft auch widerspenstigen Ton und in den daraus entstehenden Formen
- 16.02-23.03.03 „Zeitraum-Differenz. Die Beschreibung der Wirklichkeit“. Malerei, Fotos und Objekte von Werner Ziegler
- „Bilder beginnen dort, wo das Wort endet; denn man muss zeigen, worüber man nicht reden kann...“

## Deggendorf

---

### Handwerkmuseum

Maria-Ward-Platz 1 / 94469 Deggendorf / Tel.: 0991-4084 / Fax: 0991-340321  
eMail: [museen@deggendorf.de](mailto:museen@deggendorf.de) / Internet: <http://www.deggendorf.de/museen>  
Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

#### Sonderausstellung:

bis 27.04.03

**Zeitreise.** Eine Mitmachausstellung für Zeitforscher, Zeitzeugen und Allzeitbereite.

Das Thema Zeit wird in dieser Ausstellung spielerisch erfasst: Von der Arbeitszeit, über die Deggendorfer Zeit, von der Zeitmessung mit historischen Uhren aus dem Sammlungsbestand der Museen über die Zeitspuren bis hin zu den Zeitzeichen. Lassen Sie sich Zeit schenken, erleben Sie Zeitverzögerung mit der kinetischen Kunst von Hans Polterauer oder erraten Sie die Deggendorfer Zeitzeichen. Mit unseren Zeitansagen befinden Sie sich auf der Höhe der Zeit. Die Ausstellung bietet für junge und ältere Besucher zeitlose Überraschungen

### Stadtmuseum

Östlicher Stadtgraben 28 / 94469 Deggendorf / Tel.: 0991-4084 / Fax: 0991-340321  
eMail: [museen@deggendorf.de](mailto:museen@deggendorf.de) / Internet: <http://www.deggendorf.de/museen>  
Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

#### Ausstellung:

bis 23.02.03

**Ludwig Kandler (1856-1927).** Ein Deggendorfer Maler wird entdeckt

# Gersthofen

## Stadthalle Gersthofen

Rathausplatz 2 / 86368 Gersthofen / Tel.: 0821-2491 550/ Fax: 0821-2491 529  
eMail: stadthalle@stadt-gersthofen.de / Internet: <http://www.stadthalle-gersthofen.de>  
Öffnungszeiten: Mo: 10-12 Uhr, 14-19 Uhr; Di-Do: 14-19 Uhr; Fr: 9-12 Uhr

### Veranstaltungen:

- |                     |                                                                                                                     |
|---------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 03.12.02, 18 Uhr    | <b>Lisa Fitz &amp; Nepo Fitz.</b> „Alles Schlampen außer Mutti“                                                     |
| 08.12.02, 19 Uhr    | <b>Gersthofer Advent.</b> Vorweihnachtliche Weisen und Geschichten mit Gersthofer Gruppen und Gästen                |
| 15.12.02, 19.30 Uhr | <b>Besuch bei M. Green.</b> Schauspiel von Jeff Baron                                                               |
| 19.12.02, 20 Uhr    | <b>Markus Maria Profitlich</b> live auf Tour mit „Comedy Pur II“                                                    |
| 21.12.02, 20 Uhr    | <b>I have a dream.</b> Schauspiel mit Musik                                                                         |
| 23.12.02, 20 Uhr    | <b>Ivushka.</b> Russische Weihnachtsrevue mit 40 Mitwirkenden, Chor, Orchester, Tänzer und Akrobaten                |
| 26.12.02, 20 Uhr    | <b>Ti amo.</b> Der neue Musicalhit aus Hamburg                                                                      |
| 28.12.02, 20 Uhr    | <b>AIDA.</b> Oper von Giuseppe Verdi                                                                                |
| 29.12.02, 19.30 Uhr | <b>Una Ramos.</b> Konzert mit den legendären Panflötisten aus Argentinien.                                          |
| 03.01.03, 20 Uhr    | <b>Im weißen Rössl.</b> Operette von Ralph Benatzky                                                                 |
| 05.01.03, 20 Uhr    | <b>She loves you.</b> Musical-Biographie der Beatles                                                                |
| 10.01.03, 20 Uhr    | <b>Gefallene Engel.</b> Slapstick-Komödie mit Michaela May                                                          |
| 16.01.03, 20 Uhr    | <b>Die volkstümliche Starparade</b>                                                                                 |
| 18.01.03, 20 Uhr    | <b>Der kleine Horrorladen</b> (The little shop of horror)                                                           |
| 01.02.03, 20 Uhr    | <b>Iberl Bühne „Klosterperlen“.</b> Lustspiel von Georg Maier über die vergessene Kunst der Perlenfischer in Bayern |
| 02.02.03, 19 Uhr    | <b>We are the champions.</b> Spektakuläre Musical-Show                                                              |
| 04.03.03, 20 Uhr    | <b>Männer.</b> Der besondere „Liederabend“ aus Berlin                                                               |
| 07.03.03, 20 Uhr    | <b>The Blues Brothers.</b> Der Sound der legendären Brüder, extravagant und schräg                                  |
| 08.03.03, 20 Uhr    | <b>Geschlossene Gesellschaft.</b> Schauspiel                                                                        |

|                      |                                                                                             |
|----------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------|
| 09.03.03, 19.30 Uhr  | <b>Dresdner Herkuleskeule.</b> „Komische Leichen“. Kabarett                                 |
| 14.03.03, 20 Uhr     | <b>Falstaff.</b> Commedia Lirica in drei Akten von Guiseppe Verdi mit der Staatsoper Brasov |
| 15.03.03, 20 Uhr     | <b>Heimatabend.</b> Heimat- und Volkstrachtenverein Gersthofen e.V.                         |
| 28.03.03, 20 Uhr     | <b>Dresdner Kabarett.</b> ANTRAK auf STÜMPHsinn.                                            |
| 29.03.03, 20 Uhr     | <b>Footloose.</b> Musical in englischer Sprache                                             |
| 31.03.03, 11 Uhr     | <b>George Orwell „1984“.</b> Englischs Theater                                              |
| 03.04.02, 20 Uhr     | <b>Magdeburger Zwickmühle.</b> „Jenseits von Gut und Böse“                                  |
| 05.04.03, 20 Uhr     | <b>Ich denke oft an Piroshka.</b> Lustspiel von Hugo Hartung                                |
| 06.04.03, 19.30 Uhr  | <b>Elements of life.</b> Der neue Latino-Dance-Event                                        |
| 14.04.02, 20 Uhr     | <b>Vibrating Africa.</b> Elektrisierende Musical-Show                                       |
| 17.04.03, 20 Uhr     | <b>Mathias Richling.</b> „Richling WAAS?“. Kabarett                                         |
| 02.-19.05.03, 20 Uhr | <b>Sterne der Nacht.</b> Die neue Chris Crazy-Show                                          |
| 31.05.03, 20 Uhr     | <b>Peter Steiners Theaterstadel</b>                                                         |

## Göttingen

---

### Georg-August Universität Göttingen

Friedländerweg 2 / 37085 Göttingen / Tel.: 0551-395352 / Fax: 0551-392232

#### Veranstaltung:

05.12.02, 18 Uhr      **Volkskunde, Europäische Ethnologie oder...?** Ein Vortrag von Prof. Dr. Silke Götsche aus Kiel

## Irsee

---

### Schwaben Akademie Irsee

Klosterring 4 / 87660 Irsee / Tel.: 08341-906-661 / Fax: 08341-906-669  
eMail: Schwabenakademie@Kloster-Irsee.de

#### Veranstaltungen:

04.01.03, 20 Uhr

**Autorenlesung.** Öffentliche Veranstaltung zum Literaturprojekt „Irseer Pegasus“. Angela Krauß, Leipzig liest aus veröffentlichten und unveröffentlichten Texten

05.01.03, 17 Uhr

#### **Talk im Kloster**

Alle Schriftsteller lügen? Experten suchen Antworten:

Thorsten Ahrend- Lektor Suhrkampverlag  
Prof. Dr. Helmut Backmaier- Uni Konstanz / Zürich  
Angela Backmaier- Redakteurin Augsburger Allgemeine

Dr. Wolfgang Herles- Aspekte der Redaktion ZDF

Armin Kratzert- Redaktion „Lesezeichen“

Bayer. Fernsehen

Karl Krieg- Bibliothekar, Initiator des Passauer Pegasus

Angela Krauß- Autorin

Prof. Dr. Hans Wellmann- Uni Augsburg

Moderation: Dr. Rainer Jehl

## Kaufbeuren

---

### Kunsthaus Kaufbeuren

Spitaltor 2 / 87600 Kaufbeuren / Tel.: 08341-8644 / Fax: 08341-8655

eMail: tourist-information-kaufbeuren@online-service.de / Internet: <http://www.kaufbeuren.de/tourismus>

Öffnungszeiten: Di-So: 11-18 Uhr; Do: 11-20 Uhr

#### Ausstellungen:

bis 26.01.03

„Ich habe es gesehen“ (Goya) - Schrecken, Leid



und Hoffnung. Grafiken von Otto Dix, Hans Ulrich Franck und Francisco de Goya. Je erschütternder ein Ereignis, desto länger bestimmt es die Berichterstattung. Dies gilt in der Regel in den Medien ebenso wie bei Gesprächen im privaten und beruflichen Umfeld. In früheren Zeiten waren mündliche und schriftliche Erzählungen sowie Grafiken die Mittel, um ein Ereignis zu verarbeiten. Die Grafikserien von Hans Ulrich Franck, Francisco de Goya und Otto Dix geben Einblick in den Umgang mit dem Schrecken Leid und Hoffnung in vergangenen Jahrhunderten

bis 02.02.03

**KULTURRING-Ausstellung: Uwe Bucher „Skulpturen“.** Der Künstler Uwe Bucher lebt und arbeitet in der Nähe von Leipzig. Seine etwa zehn schwarz gefärbten Skulpturen aus ca drei Meter hohen, grob behauenen Eichenstämmen erinnern an archaische Formen und lassen Assoziationen an menschliche Körper aufkommen. (Spitalhof)

bis 26.01.03

**„Gut und böse“.** Begleitende Ausstellung zur Ausstellung „Dix, Franck und Goya-Schrecken, Leid und Hoffnung“ mit Arbeiten von Schülern

bis 08.03.03

**Ausstellung mit Werken von Irmgard Kuisle, Kaufbeuren und Karel Meisner, Trossingen.** Irmgard Kuisle und Karel Meisner verbindet nicht nur das gemeinsame Grafik-Design-Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart (1974-1979), sondern auch die Begeisterung für Kalligrafie allerdings nicht mehr nur in der ursprünglichen Bedeutung von „Schönschreibkunst“, vielmehr als freies Arbeiten mit Form und Buchstabe, mit Textfragmenten

## Krumbach

---

### Hübener Wasserschloss

Karl-Mantel-Str. 51 / 86381 Krumbach / Tel.: 08282-62242 / -61862 / Fax: 08282-61999  
Internet: <http://www.allgaeu-schwaben.com>

#### Veranstaltung:

02.-06.01.03

**Volksmusikalische Familienwoche** in Wies/Steingaden. (Landesvolkshochschule, Anmeldung erbeten)

## Memmingen

---

### Städtisches Kulturamt Memmingen

Gebäude Grimmelhaus / Ulmer Str. 19 / 87700 Memmingen / Tel.: 08331-850-0 / Fax: 08331-850-149

#### Ausstellungen:

07.02.-02.03.03

**200 Jahre Mediatisierung der oberschwäbischen Reichsstädte.** (Antoniersaal)

29.03.-12.04.03

**Berthold Goldschmitt - Exilkomponist.** Eine Ausstellung der Singschule und des Kulturamts (im Kapitelsaal / Kreuzherrnsaal)

#### Veranstaltungen:

bis 23.12.02

**Memminger Christkindlesmarkt**

(jeweils um 18 Uhr besonderes Programm)

05.01.03, 11-16 Uhr

**Puppenbörse**

Veranstalter: Ivo Stieb, Königsbrunn

11.01.03, 20 Uhr

**Galaball der Stadt Memmingen** mit den Eurostars

(Kartenvorverkauf: Stadtinformation)

15.01.03, 20 Uhr

**Konzert mit Max Greger**

(Kartenvorverkauf: Stadtinformation)

16.01.03, 20 Uhr

**Chiemgauer Volkstheater**

(Kartenvorverkauf: Stadtinformation)

19.01.03, 10-18 Uhr

**Antikmarkt**

Veranstalter: Agentur Moser, Göppingen

26.01.03, 10-18 Uhr

**Hochzeitsmesse**

|                  |                                                                       |
|------------------|-----------------------------------------------------------------------|
|                  | Veranstalter: intermezzo, Wiggensbach                                 |
| 28.01.03, 20 Uhr | <b>Kabarett mit Stephan Bauer.</b> PiK - Parterretheater im Künerhaus |
| 01.02.03, 20 Uhr | <b>Valeri und Gleb: Pantomime.</b> PiK - Parterretheater im Künerhaus |
| 28.02.03, 20 Uhr | <b>Folk Session.</b> PiK - Parterretheater im Künerhaus               |
| 14.06.03         | <b>Stadtfest.</b> Ausweichtermin 21.06.03                             |
| 27.06.-13.07.03  | <b>Memminger Meile 2003.</b> Kultursommer der Stadt Memmingen         |

## Stadttheater Memmingen

Theaterplatz 2 / 87700 Memmingen / Tel.: 08331-945918

### Veranstaltung:

|               |                                                                                                                                                                                                                 |
|---------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 05.-07.12.02  | <b>Bezahlt wird nicht!</b> Farce von Dario Fo. Angesichts der letzten unverschämten Preiserhöhung plündert Antonia zusammen mit anderen Hausfrauen des Arbeitsviertels von Mailand den örtlichen Supermarkt.... |
| 17./18.12.02, |                                                                                                                                                                                                                 |
| 20 Uhr        |                                                                                                                                                                                                                 |

## München

---

### Kulturreferat der Landeshauptstadt München

Burgstr. 4 / 80313 München / Tel.: 089-23324379 / Fax: 089-23325619

### Veranstaltungen:

|                     |                                                                                                     |
|---------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 01.02.03, 19.30 Uhr | <b>Münchner Redouten.</b> Ball der Fiaker und Schaukelburschen. (im Alten Rathaussaal, Marienplatz) |
| 15.02.03, 19.30 Uhr | <b>Ball der Waschermadl und Kammerkätzchen</b>                                                      |
| 05.04.03, 19 Uhr    | <b>Konzert des Orchestervereins München 1880 e.V.</b><br>(im Alten Rathaussaal, Marienplatz)        |
| 30.04.03, 19.30 Uhr | <b>Maitanz.</b> (im Alten Rathaussaal, Marienplatz)                                                 |
| 27.06.03, 20 Uhr    | <b>Sommerkonzert des Münchner Männerchors.</b><br>(im Alten Rathaussaal, Marienplatz)               |
| 06.07.03, 19 Uhr    | <b>14. Münchner Chorkonzert.</b> Philharmonie Gasteig                                               |

## Neusäß

---

### Stadthalle Neusäß

Hauptstraße 28/ 86356 Neusäß / Tel.: 0821-4606 145 / Fax: 0821-4606 19122  
eMail: stadthalle@neusaess.de / Internet: www.neusaess.de

#### Veranstaltungen:

|                  |                                                                   |
|------------------|-------------------------------------------------------------------|
| 08.12.02, 19 Uhr | <b>Blechtschaden.</b> Weihnachskonzert                            |
| 31.12.02, 19 Uhr | <b>Herr und Frau Braun: I glob i schbinn</b><br>Silvesterkabarett |
| 18.01.03, 20 Uhr | <b>Johann Strauß-Gala</b>                                         |
| 03.03.03, 20 Uhr | <b>Rosenmontagskabarett</b>                                       |
| 14.03.03, 20 Uhr | <b>Die Mysterien der Liebe.</b> Cabaret mit Lesung und Musik      |
| 15.03.03, 20 Uhr | <b>Pantalone.</b> Commedia dell'arte                              |
| 04.04.03, 20 Uhr | <b>5. Neusässer Boogie Nacht</b>                                  |
| 06.04.03, 19 Uhr | <b>Der blaue Engel</b>                                            |
| 09.05.03, 20 Uhr | <b>Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk</b>                  |

## Oldenburg

---

### Landesmuseum für Natur und Mensch

Damm 38-44 / 26135 Oldenburg / Tel.: 0441-9244 300 / Fax: 0441-9244 399  
eMail: Museum@NaturundMensch.de / Internet: http://www.NaturundMensch.de  
Öffnungszeiten: Di-Do:9-17 Uhr; Fr:9-15 Uhr; So:10-17 Uhr

#### Veranstaltung:

|                |                                                                                                                                                                                                                                         |
|----------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 23.01-25.01.03 | <b>Symposium „Müll-Facetten“.</b> Kultur-/Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftler, aber auch Umweltschützer und Entwicklungshelfer werden ihren jeweiligen Blick auf den Müll vorstellen und diskutieren. (Anmeldung erforderlich) |
|----------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

## Speyer

---

### Historisches Museum der Pfalz

Domplatz / 67324 Speyer / Tel.: 06232-13250 / Fax: 06232-132540

eMail: [info@museum.speyer.de](mailto:info@museum.speyer.de) oder [jurnus@museum.speyer.de](mailto:jurnus@museum.speyer.de) / Internet: <http://www.museum.speyer.de>

Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr; Mi: 10-19 Uhr

#### Ausstellung:

bis 19.01.03

**Anselm Feuerbach**

bis 23.02.03

**Modellbahnen, Teddys und Puppen**

#### Veranstaltungen:

14.12.02, 13 Uhr

**Familiientag** mit vielen Mitmachaktionen

24.12.02, 10 Uhr

**Warten auf das Christkind**

08.02.03, 13 Uhr

**Familiientag** mit vielen Mitmachaktionen

## Walldürn

---

### Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf

Weierstraße 12 / 74731 Walldürn-Gottersdorf / Tel.: 06286-320 / Fax: 06286-1349

eMail: [odenwaelder\\_freilandmuseum@t-online.de](mailto:odenwaelder_freilandmuseum@t-online.de) / Internet: <http://wallduern.de/Freizeit/museen.html>

Öffnungszeiten: April&Okt.: Di-So: 10-17 Uhr; Mai-Sep.: Di-So: 10-18 Uhr

#### Veranstaltungen:

05.-08.12.02

**27. Weilheimer Weihnachtsmarkt**

06.-08.12.02, 20 Uhr

**La Mandragola.** Weilheimer Festspiele (im Stadttheater)

09./10.12.02, 14 Uhr

**Die Schneekönigin.** (im Stadttheater)

20.12.02, 20 Uhr

**Die andere Heilige Nacht.** (im Stadttheater)

## Weißenhorn

---

### Weißenhorner Heimatmuseum

Kirchplatz 4 / 89264 Weißenhorn / Tel.: 07309-8454 / Fax: 07309-8459

Öffnungszeiten: Do-So: 14-17 Uhr

#### **Ausstellungen:**

bis 02.01.03

ab Februar 2003

**St. Nik'laus komm' in unser Haus.** Eine Ausstellung des Museums Malerwinkel Marktbreit  
**Jahresausstellung des Vereins Kult(o)ur in Weißenhorn e.V.**

